Der Tannenhof.

Roman

von

Adeline Volckhausen.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Die Verlobung.

In der Nähe einer mittelgroßen Stadt in der Rheinprovinz, höchstens zehn Minuten vom Thore entfernt, liegt ein ansehnliches Landgut. Das Herrenhaus, in einiger Entfernung von Oekonomiegebäuden umgeben, bietet dem Beschauer eine sehr unregelmäßige Fronte, und bei genauerem Zusehen wird man leicht gewahr, daß das große Haus in verschiedenen Zeiten gebaut worden ist. Offenbar ist die rechte Hälfte, obschon noch sehr wohl erhalten, die bei weitem ältere. Die Fenster sind hier kleiner, die Zimmer niedriger und gar, wenn wir hineinschauen, mit Balken unter der Decke versehen. Die Eingangsthür, zu welcher breite, steinerne Stufen hinanführen, war vielleicht immer an derselben Stelle und befand sich demnach an dem alten Hause links, am äußersten Ende der Fronte. Jetzt aber bezeichnet sie ungefähr die Mitte, denn an ihrer andern Seite hat sich, dicht an den alten anschließend, ein Neubau, der freilich auch schon dem

vorigen Jahrhundert angehört, erhoben, und zwar so, daß die Dachlinie beider Theile eine gleiche, die Reihe der Fenster aber eine durchaus verschiedene ist. Denn während der alte Theil des Gebäudes aus drei Etagen besteht, hat der neuere deren nur zwei; anderer kleinerer Unregelmäßigkeiten nicht zu gedenken, die nothwendig entstanden, um die Verbindung zwischen diesen verschiedenen Baulichkeiten herzustellen. Ganz neu und sehr geschmackvoll, an sich betrachtet, ist eine Art von Pavillon oder Gartenhaus, welches an der Ostseite des Hauses angebaut ist, aber freilich zu dem Ganzen nicht sehr paßt. Von der Mitte des Hausdachs erhebt sich ein kleiner Glockenthurm und trägt besonders dazu bei, dem Ganzen ein herrschaftliches Ansehen zu geben.

Auf dem Hofe vor dem Hause stehen zwei uralte kolossale Linden und schütteln zum Theil ihre Blüten auf die Landstraße herab, welche das zu dem Gute gehörige Gebiet durchschneidet. Zweifelsohne ging der Hof des ersten Besitzers bis dicht an den Garten, der jetzt an der andern Seite der Straße beginnt und mit einer Mauer von Bruchsteinen eingefaßt ist. Ein altes, breites, rostiges Eisenthor mit wunderlichen Schnörkeleien führt hinein. An jeder Seite des Thores, eigentlich noch auf der Landstraße, stehen zwei riesige Tannen, die nur ganz hoch oben eine verhältnißmäßig kleine, aber sehr schöne

regelmäßige Krone haben. Sie sind es, von denen das ganze Grundstück den Namen hat, denn der Tannenhof ist es, den wir eben beschrieben.

Es geht heute ungewöhnlich unruhig und geschäftig auf dem Tannenhof zu. Schon die Tage vorher ist ungebührlich viel gescheuert und geputzt worden; die Fenster glänzen wie Spiegel, die Vorhänge dahinter sehen noch weißer aus als sonst, und die Dielen sind so rein und fleckenlos, daß man fast ein Bedauern empfinden könnte bei dem Gedanken, daß sie betreten werden sollen. Flur und Treppe sind mit frischem weißem Sande bestreut, und der Eingang ist mit Laubgewinden geschmückt. Vor der Thür spaziert stattliches Federvieh umher, als wäre es eigens zur Decoration hierher gebracht worden: Hühner, Tauben, Enten und zwei Pfauen, ein bunter und ein ganz weißer, und einige Schwäne wiegen sich auf dem krystallhellen Teich an der rechten Seite des Hauses.

Gestern oder vorgestern würden wir die geflügelte Schaar noch um ein Bedeutendes zahlreicher gefunden haben, denn manches harmlose, unschuldige Stück Federvieh hat zur Ehre des Tages sein Leben lassen müssen und steckt nun am Spieß oder im Bratofen, um heute auf der Tafel zu prangen.

In der Küche, welche nach hinten zu, dem Haupt-

eingange gegenüber liegt, herrscht ein buntes Leben, scheinbar große Confusion, aber nur scheinbar, denn die stattliche, beinahe kolossale Frau, welche am Herde steht, den Bratspieß in der Hand, die Haubenbänder gelöst, die Aermel in die Höhe gestreift, führt ein zu strenges Regiment und versteht ihr Geschäft zu gut, um eine wirkliche Verwirrung einreißen zu lassen. Es ist Niemand Geringeres als die respectable Wirthschafterin des Hauses, Hanna Gill, die vollständig von ihrer Wichtigkeit durchdrungen ist und sich für die Hauptperson bei allen festlichen Gelegenheiten hält.

Links im Parterre und dessen ganze Tiefe einnehmend befindet sich ein großer Saal. Hier ist eine lange Tafel gedeckt und die Wände sind mit Guirlanden geschmückt. Lohndiener bewegen sich geschäftig hin und her, und eine schöne, stattliche, in graue Seide gekleidete Frau wandelt prüfend den Tisch entlang, um sich zu überzeugen, daß ihren Anordnungen Folge geleistet worden ist.

Die beiden Töchter des Hauses sind nicht so schnell mit ihrer Toilette fertig geworden wie die Mutter, und wir müssen sie in ihrem Zimmer aufsuchen, welches sich oben in dem ältern Theile des Hauses befindet. Es liegt an dem äußersten Ende eines langen Corridors, der von der Haupttreppe nach jener Seite führt, und die Fenster befinden sich an der Fronte des Hauses.

Drinnen im Zimmer sieht es nicht so tadellos ordentlich aus, wie die blanke Außenseite des Hauses glauben macht. Nein, hier herrscht wirklich ein entsetzlicher Wirrwarr, aus dem sich aber eine Gestalt erhebt, so lieblich, so strahlend und anmuthig, daß man des Durcheinanders von allen nur erdenkbaren Toilettengegenständen nicht achtet und nur Augen hat für das reizende Wesen, das sich heute zum Feste geschmückt hat und eben mit einem ganz zufriedenen Lächeln sich vom Scheitel bis zur Zehe, das heißt von dem weißen Rosenkranz in dem goldblonden Haare bis zur Spitze des feinen weißen Atlasschuhes in dem großen Toilettenspiegel betrachtet.

„So, nun bin ich fertig. Gefall' ich Dir, Camilla?" fragt sie, indem sie sich nach ihrer Schwester umdreht, die mit übereinandergeschlagenen Armen in einer Chaiselongue ruht und mit innigem Wohlgefallen die Fragerin betrachtet.

„Du bist reizend, Serella. So reizend, wie Du nur sein kannst, da Du doch einmal nicht als Undine in der Gesellschaft erscheinen darfst."

„Als was?"

„Als Undine. Von Natur bist Du eigentlich zur Nymphe bestimmt. Schade, daß es keine mehr gibt."

„Sehr schade! Zwischen den Fischen drüben im Weiher wäre allerdings ein angenehmer Aufenthalt."

„Wenn Du dann auftauchtest im meergrünen Gewande mit dem Schilfkranz in Deinen goldenen Locken —"

„Ach, die Locken pflegen sich im Wasser nicht zu halten."

„Wahrhaftig, Du hast Recht! Aber nun, mit Perlen im Haar und Korallen um die schönen Arme —"

„Dummes Zeug, Camilla!"

„Aus den bewegten Wassern rauscht,
Ein schönes Weib hervor."

„Gott Lob, daß ich ein Wesen von Fleisch und Blut bin!"

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn —"

fuhr Camilla mit scherzhaftem Pathos fort.

„Nun, was das betrifft", entgegnete die Schwester, „so fürchte ich, wenn ich ein Nixenweib wäre, Anton wäre nicht ins Wasser gesprungen, um zu mir zu gelangen."

„Anton? Nein! Was kann ein Mensch, der Anton heißt, bei den Nymphen zu thun haben! Sag' mir nur, Serella, wie man einen Menschen lieben kann, der Anton heißt!"

„Sag' mir, Camilla, wie man eine Schwester lieben kann, die Susanne heißt!"

„Nenne ich Dich so?"

„Nein, oder nur selten; aber so mach' es wie mit mir, Camilla, gib Anton einen andern Namen; er wird nichts dagegen haben.

„So müßte ich ihn Narziß nennen", dachte Camilla, aber sie sagte es nicht, um Susanne nicht zu kränken. Es war ja nicht nur der Name, der ihr diesen Anton, den Verlobten ihrer Schwester, so fatal machte, sondern der ganze Mann entsprach so wenig den Wünschen, die sie für das Glück und die Zukunft Susannens hegte, daß sie noch durchaus nicht im Stande war, sich in das neue Familienereigniß zu finden, welches heute gefeiert werden sollte.

„Aber, Camilla, wäre es nicht endlich Zeit, Dich auch anzukleiden?" fragte Susanne.

„Ja wohl."

„Soll ich Dir Dein weißes Kleid geben?"

„Nein, ich will es nicht anziehen."

„Nicht? Was aber denn?"

„Ich ziehe ein schwarzes Kleid an."

„Ein schwarzes Kleid?"

„Schwarzen Atlas."

„Im Monat Juni, Camilla! Willst Du der einzige schwarze Rabe unter uns weißen Vögeln sein?"

„Großmutter zieht auch ein schwarzseidenes Kleid an."

„Die Großmutter! Freilich, dann paßt sich's auch für die Enkelin."

„Ueberdies muß ich heute Trauer anlegen."

„Trauer?" fragte Susanne erstaunt.

„Ja, Trauer", erwiderte Camilla. „Sagst Du Dich nicht los von uns und verläßst das Haus obendrein, eher als Deine ältere Schwester? Das macht mich mit einem Male zur alten Jungfer."

„Empfindest Du das wirklich unangenehm?" fragte Susanne, indem sie sich zu der noch immer ruhenden Schwester niederbeugte.

„Thörin!" lachte diese. „Was kümmern mich alle Freier der Welt! Ich will der goldenen Freiheit genießen und jetzt mich anziehen."

Sie hatte kaum Zeit, ihre Toilette zu vollenden und sich mit der Schwester in den Empfangssaal zu begeben, als bereits die ersten Equipagen vorrollten und die Gäste allmälig sich einstellten.

Es war eigentlich nicht Brauch in der Stadt, von der wir oben sprachen, im Sommer große Diners zu geben, und man wußte nicht so recht, was diese Einladung der Besitzerin des Tannenhofs, Frau von Recken, zu bedeuten hatte, aber man ließ sich dieselbe um so lieber gefallen, als man sicher war, auf dem anmuthig gelegenen Landsitz einen schönen, genußvollen Tag zu verleben.

„Onkel Franz fehlt noch, wie mag das kommen? Er ist der letzte und sollte der erste sein", sagte Frau von Recken, indem sie mit einem flüchtigen Blicke die Gesellschaft musterte. „Sonst fehlt wohl Niemand?"

„Und da ist er auch selbst, liebe Schwester", sprach der Regierungsrath Nolting, der unterdeß unbemerkt von seiner Schwester eingetreten war; „da bin ich selbst und erlaube mir noch einen Gast und künftigen Hausgenossen mitzubringen. Hier ist der Herr Candidat Sedler, der mich heute Morgen aufsuchte. Meine Schwester, Frau von Recken", wandte er sich dann zu dem ihn begleitenden jungen Manne, „und meine beiden Nichten Camilla und Susanne."

Die Hausfrau hieß den Fremden herzlich willkommen, während die beiden Töchter sich schweigend verneigten.

Bald darauf wurde die Flügelthür geöffnet, welche in den Speisesaal führte; die Herren beeilten sich, den Damen ihren Arm zu bieten, um alsdann die bestimmten Plätze aufzusuchen.

Wir sind nicht geneigt, gastronomische Studien zu machen und die ausgesuchten und verlockenden Gerichte der Reihe nach herzuzählen, sondern haben unser Augenmerk nur auf den Champagner gerichtet, der zum Schluß schäumend in den Gläsern perlt, denn beim Champag-

ner erst soll den Gästen die eigentliche Bedeutung des heutigen Tages klar werden. Onkel Franz wirft einen fragenden Blick nach seiner Schwester hin, die ihm bejahend zuwinkt, dann schaut er nach seiner Nichte Susanne, die über und über erröthend vor sich niederblickt, und endlich nimmt Onkel Franz bedächtig sein silbernes Messer und klingelt damit laut und vernehmlich an sein Glas, indem er sich zugleich erhebt.

„St! St! Ein Toast!" flüstern die Gäste und aller Blicke wenden sich erwartungsvoll nach dem Sprecher hin, der seine Brille lächelnd ein wenig in die Höhe schiebt und dann folgendermaßen beginnt:

„Meine Damen und Herren! Sie wissen, ich bin das Haupt der Familie, wenn auch freilich noch kein altes und ehrwürdiges. Als solches liegt mir nun heute die angenehme Pflicht ob, Ihnen die Veranlassung mitzutheilen, welche meine Schwester, Frau von Recken, bewogen hat, die Familienglieder, Freunde und Bekannten ihres Hauses zu sich zu bitten. Es gilt eine Ueberraschung, verehrte Anwesende! Ich lade Sie ein, auf das Wohl eines Brautpaars, das sich in unserer Mitte befindet, anzustoßen, auf das Wohl meiner Nichte Susanne von Recken und ihres Bräutigams Anton von Burgfeld. Sie leben hoch!"

Ein wahrer Tumult folgte diesen Worten. Alles

drängte sich um das junge Paar, um die Mutter der Braut und die ebenfalls anwesenden Angehörigen des Bräutigams, um den officiellen Glückwunsch anzubringen und seiner Theilnahme Worte zu leihen.

„Welch eine Ueberraschung! Das junge Kind! Ein hübsches Paar! Eine passende Verbindung!“ Solche und ähnliche Aeußerungen wollten kein Ende nehmen. Mit dem Stillesitzen war es vorbei, die Tafel aufgehoben, und in bunten Gruppen stand die Gesellschaft umher.

Camilla trat auf die Terrasse, welche aus dem Saal ins Freie führte. Schön sah sie aus in ihrer dunklen Kleidung. War es bloße Laune, war es Koketterie, daß sie allein heute die nächtige Farbe gewählt, gewiß aber konnte sie schöner in keiner Toilette erscheinen. Eng umschloß die Taille von schwarzem Atlas den Oberkörper und ließ einen Hals, ein paar Arme sehen, die nicht nur durch ihre Form, sondern auch durch ihre bei Brünetten höchst seltene Weiße überraschten. In schweren Falten fiel der Rock des Kleides bis auf die Füße nieder, und über dem Ganzen schwebte gleichsam ein Blondenkleid von gleicher Farbe und erhöhte den Glanz der Erscheinung. Ein Oleanderzweig im glänzend schwarzen Haare war der einzige Schmuck und ließ nicht so recht an die Trauer glauben, die Camilla heute an den Tag legen wollte.

Sie lehnte sich auf das Geländer der Terrasse, wäh-

rend verworrene Töne durcheinander redender Stimmen an ihr Ohr drangen. Aber sie blieb nicht lange allein.

„Schöne Nichte, was sinnst Du?“ ließ sich des Onkels Stimme neben ihr vernehmen.

„Ich denke, daß ich genug Hände geschüttelt und Gratulationen angenommen habe“, antwortete Camilla.

„Weiß Gott, ich auch! Solche Familienpflichten schmecken wirklich oft recht sauer!“

„Da drüben ist auch einer, der Reißaus genommen“, sagte Camilla und deutete nach dem Pavillon hin, wo ein Herr einsam auf der Bank saß.

„Das ist Sedler“, erwiderte der Regierungsrath Nolting; „der arme Teufel kam eigentlich sehr im unrechten Moment an.“

„Warum brachtest Du ihn mit?“

„Konnte ich den Menschen in meiner Stube sitzen lassen?“

„Nun, er konnte sich anders die Zeit vertreiben.“

„So wollte er auch durchaus, aber ich ließ nicht nach.“

„Sehr passend finde ich das gerade nicht von Dir, Onkel Franz.“

„Schöne Camilla, wozu rechnest Du den Hauslehrer?“

„Wie so?“

„Zur Familie oder zum Dienstpersonal?“

„Dumme Frage!“ murmelte Camilla.

„Lisette fragte vor einigen Tagen Deine Mutter, ob sie für den Hauslehrer in der Stube bei der Herrschaft decken solle."

„Die Gans!"

„Sehr richtig. Lisette hätte auch auf ein Haar eine Ohrfeige davongetragen, und Deine Mutter hat ihr einen Respect vor dem Herrn Candidaten eingeschärft, der auf das ganze Dienstpersonal ansteckend wirken wird."

„Du scheinst es für nöthig zu halten, auch mir diesen Respect erst beizubringen."

„Hm — nicht gerade."

„Zwischen einem Manne, der studirt hat, und meinen Dienstboten, dünkt mich, ist die Kluft ebenso weit wie zwischen ihnen und der Herrschaft."

„Schön", entgegnete der Onkel. „Also darüber wären wir einig: der Hauslehrer gehört zur Herrschaft. Er ist an mich empfohlen, er hat die glänzendsten Zeugnisse; nun kommt er gerade am Tage eines Familienfestes an, wie kann er da stören, wo er sich in einer großen Gesellschaft verliert?"

„Nein, er stört gar nicht, er thut ja den Mund nicht auf."

„Er scheint etwas schüchtern zu sein."

„Etwas sehr! Er ist ein steifer Geselle."

„Da kann ich Dir nun nicht Unrecht geben, schöne Nichte; er ist ein steifer Geselle."

„Das ist's, was mich ärgert", fuhr Camilla heraus; „ich dachte, er sollte ein angenehmer Hausgenosse werden. Susanne und ich hatten uns Allerlei vorgenommen, und nun sehe ich auf den ersten Blick, daß es nichts ist mit all unsern Plänen."

„Weiß Gott, dumm sieht der Mensch nicht aus."

„Aber tölpelhaftes Benehmen gleicht der Dummheit auf ein Haar; man lacht über Beides."

So machen's die Frauen! Mangel an Gewandtheit ist noch lange nicht tölpelhaft. Uebrigens jetzt begreife ich sein gewaltiges Sträuben, mich zu begleiten. Mir allein gegenüber war er gar nicht schüchtern, ich habe ihn in eine unangenehme Situation gebracht."

„Behaglich hat er sich gewiß nicht gefühlt, er saß so steif und gerade auf seinem Stuhle, wie der Bauer in der Kirche."

„Mit den Knaben sah ich ihn mehrmals sehr freundlich reden."

„Große Kühnheit das! Aber ich glaube, nicht eine einzige Dame hat er auch nur angesehen."

„Dich sicher nicht, er wäre sonst geblendet worden."

Camilla zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Aber ich will einmal zu ihm gehen", fuhr der Regierungsrath fort; „er macht sich lächerlich, wenn er sich so vor der Gesellschaft verkriecht, und ich bin doch

auch einigermaßen für seine Unterhaltung verantwortlich."

Damit erhob er sich und schlenderte dem Pavillon zu.

Bald darauf wurde von dem jüngern Theile der Gesellschaft eine Wasserfahrt vorgeschlagen, und da Nolting ein trefflicher Ruderer war, die andern Herren dagegen, mit Ausnahme eines einzigen, sich gerade nicht viel zutrauten, so stürmte die ganze Schaar nach dem Pavillon hin, um den Regierungsrath zu holen.

„Wir wollen im Kahn fahren!" rief Camilla. „Komm, Onkel Franz, sei galant und rudere uns!"

„Rudern? Gott steh' mir bei, Camilla! Respectirst Du das Verdauungsgeschäft so wenig?"

„Onkel! Wer spricht von so etwas! Aber gut, bleibe nur sitzen! Ich will Sie selbst fahren, meine Damen, ich kann trefflich rudern, die Herren müssen verdauen; kommen Sie!" Und damit wollte Camilla sich zum Gehen wenden.

„Ich — wenn es erlaubt ist, wenn die Damen in Verlegenheit sind, ich will gern rudern", sagte hier Sedler sich erhebend, doch nicht etwa zu Camilla, sondern zum Regierungsrath gewandt.

„So kommen Sie", antwortete jene, „wir nehmen es mit Dank an. So ist er doch zu etwas zu gebrauchen", dachte sie und streifte die große, kräftige

Gestalt, der es ein Leichtes sein mußte, das Ruder zu führen.

Man wanderte nun gemeinschaftlich dem großen Weiher zu, wo ein geräumiger Nachen dicht am Ufer lag. Als derselbe losgekettet, die Ruderplätze besetzt waren, die Gesellschaft sich eingerichtet hatte, sah man den Regierungsrath ganz behaglich heranschlendern, offenbar in der Absicht, nun doch mit von der Partie zu sein.

„Die Anker gelichtet!" rief Camilla, die am Steuer saß. „Kein Platz mehr, Onkel, warte auf uns, bis wir wiederkommen!"

Aber schon war der Regierungsrath durch eine unerwartet schnelle und gewandte Bewegung im Boot und zwar gerade an dem Ende, wo Camilla saß.

„Platz zu Deinen Füßen, schöne Nichte, wenn es nicht anders sein kann. Hier bin ich nun einmal und will mit."

„Ich schlage vor, Dich auf der Schwaneninsel auszusetzen, da hast Du Muße zu verdauen."

„Willst Du mit, Camilla? Mit Dir auf einer Robinsoninsel!"

Camilla geruhte nicht zu antworten, sondern warf dem Spötter nur einen wegwerfenden, hochmüthigen Blick zu und ließ dann ihr Auge über die schöne Landschaft schweifen, die in bereits abendlicher Beleuchtung den kleinen See umrahmte.

Es war eine heitere Gesellschaft, die hier fast eine Stunde lang auf der klaren Flut sich schaukelte. Selbst Sedler lächelte oder lachte mit über manchen guten Witz und Scherz, obschon er anders nicht am Gespräche Theil nahm.

Von Zeit zu Zeit drangen die Jubeltöne bis zu dem Pavillon, wohin der ältere und gesetztere Theil der Gesellschaft sich begeben hatte und von wo man den Teich übersehen konnte.

„Die Jugend wird des Vergnügens nicht so bald müde, Frau Schwester“, sprach der alte Herr von Burgfeld zu seiner Wirthin; „es wäre wohl endlich Zeit, daß die jungen Leute landeten; es wird kühl, und starker Thau fällt.“

„Mir scheint, sie haben eben die Absicht“, antwortete Frau von Recken; „sehen Sie, das Boot ist dicht am Ufer.“

In der That unterschied man auch den jungen Burgfeld, der an den etwas abschüssigen Rand des Weihers gesprungen war und den Damen die Hand bot, um ans Land zu kommen. Eben erhob sich seine Braut, man konnte die weiße Gestalt gegen den röthlichen Abendhimmel sich abheben sehen; dann schien sie sich zu bücken und plötzlich war sie verschwunden.

Mit einem Schrei erhob sich tumultuarisch die ganze

Gesellschaft, die den Vorgang mit angesehen hatte, und begab sich eilenden Schrittes nach dem Orte des muthmaßlichen Unglücks. Auf halbem Wege kam ihnen aber schon die andere Gesellschaft entgegen, Burgfeld vorauf, seine durchnäßte, besinnungslose Braut auf den Armen tragend. Camilla ging verstört nebenher und hielt Susannens Hand, von Zeit zu Zeit ihr das triefende Haar ausringend, das in der That nun alles Lockige eingebüßt hatte.

Susanne hatte sich, auf der schmalen Bank des Nachens stehend, zu einem Schwane niedergebeugt, dem sie Brod zugeworfen und der ihr immer gefolgt war. Plötzlich hatte das Thier seinen langen Hals nach ihr ausgestreckt, und Susanne, die noch nicht der strengen Warnung vergessen, die man dem Kinde gegeben, den oft tückischen Schwänen nicht zu nahe zu kommen, war davon erschreckt worden, hatte das Gleichgewicht verloren und war ins Wasser gestürzt.

Ehe Burgfeld noch wissen mochte, was geschehen, war Sedler ins Wasser gesprungen, hatte Susanne augenblicklich gefaßt, und nach weniger als zwei Minuten legte er das ohnmächtige Mädchen dem Bräutigam in die Arme. Neben dem Schreck über den Unfall konnte dieser auch ein Gefühl der Beschämung nicht unterdrücken darüber, daß ein Anderer ihm in Erweisung eines solchen

Ritterdienstes bei seiner Braut zuvorgekommen war, während er selbst trocken am Ufer stand.

Das Fest war gestört, die heitere, aufgeweckte Stimmung nicht wieder zu finden, nachdem der Heldin des Tages ein solcher Unfall widerfahren. Freilich erholte Susanne sich alsbald, aber da sie nicht wieder in der Gesellschaft erschien, so ging diese früher auseinander, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

Susanne war zunächst ihrer nassen Kleider entledigt und dann unter dem Beistand von Mutter und Schwester zu Bett gebracht worden. Sie schlug die Augen wieder auf, schien sich einen Augenblick zu besinnen und lächelte dann Camilla an.

„Ich war bei den Nixen", sagte sie leise.

„Böses Mädchen! Du hast mich zu Tode erschreckt", antwortete Camilla, und in Wahrheit sah sie so blaß aus, daß ihre Worte vollkommen bestätigt wurden.

„Liebe Mutter, ich bin ganz wohl", erwiderte Susanne dann auf die besorgten Fragen der Frau von Recken; „wir sind ja an die kalten Bäder gewöhnt, erhitzt war ich nicht, ich kann nun wieder aufstehen."

„Gott bewahre!" riefen Mutter und Schwester wie aus einem Munde. „Ich bleibe bei Dir", setzte Camilla hinzu.

„Darf ich hinein kommen?" ließ sich in diesem

Moment des Bräutigams Stimme außerhalb der Thür vernehmen, und Frau von Recken ging, um dieselbe zu öffnen.

„Aber nur einen Augenblick!“ sagte sie. „Das Kind muß Ruhe haben.“

Und so mußte sich denn Burgfeld sehr bald wieder zurückziehen, nachdem er nur in zärtlichster Weise seine Freude darüber an den Tag gelegt, Susanne wohl und sogar heiter zu finden.

Auch Frau von Recken begab sich, den Vorstellungen beider Töchter folgend, wieder zu den Gästen. Sie wußte die eine am besten aufgehoben unter der Hut der andern und empfahl ihnen nur, nicht zu viel zu reden.

„Du sollst gar nicht sprechen“, sagte Camilla, indem sie sich an Susannens Bett setzte, und um ihren Ausspruch gleichsam zu bekräftigen, nahm sie ein Buch in die Hand.

Susanne schwieg gehorsam, obschon sie die Vorsorge sehr unnütz fand. Camilla schien von der Lectüre nicht gefesselt, sie ließ die Hand mit dem Buch in den Schooß sinken, stützte den Kopf in die andere Hand und verlor sich in Sinnen.

„Ein böses Omen!“ sagte sie nach einer Weile, ihre eigene Anordnung vergessend.

„Ein Omen? Wie so?“

„Nun, ich meine nur so!“

„Daß ich an meinem Verlobungstag ins Wasser fiel?“ fragte Susanne. „Das war kein Omen, sondern Dein Fischerlied war es, Du hast mir's damit angethan.“

„Ach nein — Du verstehst mich nicht.“

„Nein, in der That nicht.“ Es trat eine Pause ein.

„Sag' mir, Camilla“, nahm dann Susanne das Gespräch wieder auf, stockte aber.

„Nun?“

„Wer war es, der mich aus dem Wasser zog?“

„Du weißt es nicht?“

„Nein, ich glaubte, Anton sei es gewesen, und wollte ihm danken, aber ich schwieg, weil — weil —“

„Weil?“

„Nun, weil ich sah, daß seine Kleider fast ganz trocken waren.“

„Ja“, lachte Camilla, „seine weiße Sammtweste ist conservirt worden.“

Eine tiefe Röthe überflog Susannens Züge, aber sie lieh dem Vorwurf gegen Camilla, der in ihrem Gesichte zu lesen war, keine Worte.

„Onkel Franz vielleicht?“ fragte sie.

„Onkel Franz? Ich bitte Dich, Serella, der hätte sich ja ein Indigestionsfieber zugezogen. Nein, Sedler ist Dein Lebensretter.“

„Der Candidat?“

„Ja, der steife Patron beschämte alle Andern. Halb zog sie ihn, halb sank er hin —“

„Bitte, Camilla, laß das! Ich habe noch kein Wort mit dem Manne gesprochen und bin ihm so verpflichtet. Ist denn auch für ihn gesorgt worden?“

„Er wurde, soviel ich weiß, nicht ohnmächtig.“

„Aber naß, Camilla; er hat ja seine Sachen noch nicht hier und muß trockene Kleider haben.“

„Nun, für etwas wird Onkel Franz doch gut sein!“ sagte Camilla.

Aber Susanne beruhigte sich damit nicht. „Wolltest Du Dich nicht einmal erkundigen?“ bat sie. „Ich fände es beschämend, wenn man seiner vergäße.“

Susanne hatte Recht. Alles hatte sich mit ihr beschäftigt, und weder Camilla nach Frau von Recken hatten im ersten Schrecken des Candidaten gedacht, hatten es wenigstens sich nicht angelegen sein lassen, auch für seine Gesundheit zu sorgen.

Camilla ging also hinaus und suchte des Onkels Zimmer auf, welches diesem immer auf dem Tannenhof zur Verfügung stand. Sie hörte hier wirklich die Stimmen der beiden Herren, und als der Regierungsrath auf ihr Klopfen die Thür öffnete, sah sie den Candidaten in des Onkels Jagdcostüm stehen, gerade nicht sehr zu

seinem Vortheil, denn Nolting war bedeutend kleiner als Sedler.

Dieser wurde roth, als Camilla in der Thür erschien, und trat unwillkürlich einen Schritt seitwärts.

„Nur hervor, junger Held!" sagte der Regierungsrath lachend, „denn Sie sind der Held des Tages, und es scheint mir eben kein Unglück für Sie, daß Ihnen meine Hose einen halben Fuß zu kurz ist."

„Meine Schwester beunruhigt sich über Ihr Befinden, Herr Candidat", sagte Camilla sehr freundlich; „ich bin eigens von ihr abgesandt, um mich zu erkundigen."

„O, was mich betrifft, mir macht so etwas nichts, und der Herr Regierungsrath waren so freundlich —" sagte Sedler, hier inne haltend und mit etwas verlegenem Lächeln an sich niederblickend.

„Ja, ich sehe schon, daß ich für diesmal Recht gehabt habe: Onkel Franz wird doch für etwas gut sein. Aber Sie haben unser aller Dank verdient, Herr Candidat. Welch ein Glück, daß Sie gerade heute eintrafen!" Dies war eine Art von Abbitte, die Camilla sowohl dem Onkel wie dem Candidaten leistete.

„O, es waren ja Herren genug da", erwiderte Sedler ablehnend.

„Nun freilich, aber man kann nicht wissen", meinte Camilla mit spöttischem Lächeln. „Aber nun

weiß ich genug; für Sie ist gesorgt worden. Ich wünsche den Herren einen vergnügten Abend." Und sie eilte zu Susannen zurück.

Nachdem sie dieser mitgetheilt, was sie erfahren, fragte sie: „Wie gefällt Dir Sedler?"

„Wie kann ich das wissen, Camilla! Ich sagte ja, daß ich ihn noch gar nicht gesprochen hätte. Du vielleicht?"

„Ein paar flüchtige Worte aus Höflichkeit, aber so viel weiß ich doch, es war nicht der Mühe werth, neugierig auf ihn zu sein."

„Ich bin ihm zu Danke verpflichtet."

„Das ist wahr und im Grunde bin ich überrascht, daß er, der so wenig behende aussieht, schnell war wie ein Gedanke. Alles war das Werk eines Augenblicks, während die Andern die Mäuler aufsperrten und die Arme ausstreckten."

Susanne lachte. „Das Alles hast Du gesehen?"

„So gut wie gesehen. Hab's wahrscheinlich nicht anders gemacht, geschrien auf jeden Fall."

Zweites Kapitel.

Das Leben auf dem Tannenhof.

Als Susanne am andern Morgen nach langem Schlafe erwachte, fühlte sie sich vollkommen frisch und wohl. Die Vorhänge ließen die Sonne durchscheinen, und schnell ermuntert richtete sie sich von ihrem Lager auf, Camilla mit den Blicken suchend.

„Am Ende ist sie wieder auf einer ihrer Wanderungen", dachte Susanne, indem sie sich vollends erhob, ein Morgenkleid überwarf und die Thür öffnete, um an dem etwaigen Geräusch im Hause zu erspähen, wie weit ungefähr der Tag vorgerückt sei. Frau Gill's Stimme war bereits zu hören, und das Aroma frischen Kaffees drang über den langen Corridor bis hierher, Winke genug für Susanne, eiligst die Thür wieder zu schließen, um ihre Morgentoilette zu vollenden.

Durch den entstandenen Luftzug hatte sich eins der Zimmerfenster, welches offenbar nicht geschlossen gewesen war, weiter geöffnet, und die dunkelrothe Gardine, welche

vor dem Fenster dicht zusammenfiel, wehte leise hin und her.

„Ha, nun weiß ich Dich zu finden“, sprach Susanne, indem sie an einer Schnur zog, sodaß der Vorhang sich theilte. Dann öffnete sie vollends und rief Camilla, die sich außerhalb befand, einen guten Morgen zu.

Vor dem Fenster war aber nicht etwa ein Balkon mit schützendem Geländer, oder eine Veranda mit schattenden Schlingpflanzen, sondern nur die bereits erwähnte Linde, und nirgendwo anders befand sich Fräulein Camilla, als eben in der mächtigen Krone des Baums. Dieser breitete nämlich hier seine Zweige bis ganz dicht an das Haus heran, ein Ast streckte sich in wagerechter Richtung gegen das Fenster der Mädchen und würde in dasselbe hinein gewachsen sein, wenn man nicht Sorge getragen hätte, ihn erst ein wenig aufwärts und dann nach dem Stamme zurückzuleiten, in der Weise, daß, wenn man vom Fenster aus den Ast betrat, dessen Ende bequem als Lehne diente.

Weder Camilla noch Susanne hatten den Baum anders gekannt, sie waren zu jung, um selbst diese artige Einrichtung gemacht zu haben, denn die natürliche Brücke durch das grüne Dickicht war wenigstens einen Fuß breit, während drei Männer kaum den untern Stamm des Baums umspannten. In der Krone war mit geringer

Nachhülfe ein bequemer, reizender Sitz hergestellt, von allen Seiten im dichtesten Grün, das nur nach dem Fenster zu wie eine Art von Tunnel offen gehalten wurde. Die Mädchen, beide auf dem Lande aufgewachsen und in allerlei Künsten wohl geübt, vor denen Städterinnen sich fürchten, hatten schon als Kinder diesen Weg unbedenklich machen gelernt. Und in der That war er auch gar nicht gefährlich, da man wegen der untern schützenden Zweige, wenn der Baum völlig belaubt war, nicht einmal einen möglicher Weise Schwindel erregenden Blick auf den Rasenplatz werfen konnte.

Die Lindenlaube war der Lieblingsplatz Camilla's geblieben. Was hätte es auch Verlockenderes für ein junges romantisches Wesen geben können, als hier wie ein Vogel in den Zweigen und zugleich wie eine Nonne in der Zelle zu sitzen und zu träumen, zu schwärmen und zu dichten?

Ja, Camilla dichtete, und wenn sie auch nicht gerade aussah wie der Musen eine in ihrem Négligé von roher, gelblicher Seide, so doch wie eine Dryade in dem leise rauschenden Blätterzelt.

„Du wirst zur Nymphe werden, Camilla", sprach Susanne, indem sie vom Fenster aus der Schwester lachend zunickte. „Mir ist die Probe schlecht bekommen; ich bin ein Erdenkind und muß festen Boden unter den

Füßen haben, aber Du scheinst mehr Anlage zur Göttlichkeit zu haben; eines Tages wirst Du noch in dem Baume verschwinden."

„Ah, Serella, mir sind einige herrliche Verse gelungen. Es weht wirklich ein eigenthümlicher Geist hier."

„O ja, Morgenluft und Lindenduft, der Dich betäuben und Dir Kopfweh verursachen wird. Komm, aus der Küche dringt angenehmer Kaffeegeruch herauf, folgen wir lieber dem!"

Ein fast strafender Blick Camilla's traf die jüngere Schwester.

„Camilla, liebste Camilla", sprach Susanne, indem sie gewandt über den Steg wegsetzte, sich auf den engen Sitz neben die Andere drängte und sie mit dem einen Arm umfaßte, „Du weißt ja, wie ich Dein Streben und Arbeiten bewundere, aber Du weißt auch, daß ich ein dummes, unwissendes Kind und ein sehr, ja sehr irdisches Wesen bin."

„Nun ja", lächelte Camilla, „aber Du bist ein gutes und auch ein glückliches Kind."

„Aber, Camilla, bist Du denn nicht glücklich?"

„Ja, ja, nur anders. Dein ist die Myrte—"

„Und Dein der Lorbeer!" ergänzte Susanne, was jene nicht auszusprechen wagte.

„O Susanne, wenn es sein könnte!" sprach Ca-

milla, indem ihr Auge glühte und sie die Hand der Schwester leidenschaftlich drückte. „Sieh, wenn mir so ein Gedicht gelingt — es ist eine Ballade, und Du mußt sie hören — dann möchte ich mich auch für etwas Besseres berufen glauben, dann ekelt mich die Prosa des Lebens an, meine Stirne brennt, mein Herz pocht, aber keiner irdischen Liebe entgegen. Ich könnte in einer Wüste leben und nur meiner Gottheit dienen."

Susanne sah schweigend zu der erregten Schwester auf. Sie kannte solche Stimmungen in ihr, und wenn ihr dieselben auch zumeist ein unbehagliches Gefühl erregten, so bewunderte sie dennoch Camilla und glaubte mit ihr an irgend ein großes, bedeutendes Ziel, das sie zu erreichen bestimmt sei. Sie war davon durchdrungen, daß ihre Schwester ein ungewöhnliches, reich begabtes Wesen sei, und ordnete sich ihr unter in Liebe und Verehrung.

„Aber, liebe Camilla", sprach sie nach einiger Zeit, „wollen wir nun nicht hinuntergehen? Du weißt, die Mutter —"

„Ja, ja, komm! Ums Himmelswillen! nur kein Schelten! Lieber Alles als das!"

Und leichten Fußes kehrten beide in das Gemach zurück. Als knüpften hier Camilla's Gedanken erst wie-

der an den gestrigen Tag an, fiel ihr plötzlich ein, was Susannen begegnet.

„Gott, Du bist aufgestanden, Serella? Du warst ja krank! Wie leichtsinnig bist Du!“

„Ich war nicht krank und bin es auch nicht, wie Du siehst“, entgegnete Susanne lachend.

„Ich dachte es mir so hübsch, heute bei Dir zu sitzen und Dich zu pflegen und Dir meine Ballade vorzulesen.“

„Nun, Letzteres bitte ich mir ohnehin aus“, entgegnete Susanne; „nachher wenn wir uns ankleiden, sind wir ungestört. Komm nur jetzt!“

Und beide verließen das Schlafgemach.

In dem großen Gartenzimmer, demselben, in welchem gestern das Verlobungsfest gefeiert worden war, befand sich heute Morgen die Familie. Frau von Recken war eine höchst ordnungsliebende und gestrenge Hausfrau, woher es kam, daß von den Spuren des gestrigen Festes bereits gar nichts mehr zu sehen war, ausgenommen die Kränze und Guirlanden, die ringsum noch den ganzen Saal schmückten.

Die Thür, welche nach der Terrasse führte, stand weit geöffnet, aber die niedergelassene Markise von roth und weiß gestreiftem Zeuge milderte das einfallende Sonnenlicht, während man unter derselben den sorgfältig gepflegten Rasenplatz erblickte.

Auf dem Tische stand eine große silberne Kaffeekanne in Form einer Urne, mit fein gearbeiteten Griffen an der Seite. Frau von Recken hatte eben den Hahn nahe über dem Fuße der Urne geöffnet, um die Tasse des Candidaten zu füllen, als die beiden Mädchen eintraten. Sie duldete es sonst nicht, daß Jemand beim Frühstück fehlte, heute aber hatte sie in Betracht des gestrigen Unfalls Nachsicht geübt und nicht an der großen Hausglocke ziehen lassen, wodurch die Säumigen sehr energisch gemahnt zu werden pflegten.

„Guten Morgen, Kinder!" erwiderte sie, sich umkehrend, den Gruß der beiden Mädchen. „Schön, daß Ihr da seid, und ganz frischauf, wie ich sehe, Susanne?"

„Ja, Mutter, ich habe ganz ausgezeichnet geschlafen, mir fehlt gar nichts."

„Nun, so —"

„Gnädige Frau", wagte hier der neben ihr sitzende Candidat sie bescheiden, aber ziemlich laut zu unterbrechen, „wollten Sie nicht einmal zusehen? Der Kaffee —"

Blitzschnell, von einer Ahnung betroffen, drehte die Hausfrau das mit einer blendend weißen Morgenhaube bedeckte Haupt und in derselben Sekunde den Hahn der Kaffeekanne um. Aber, das Unglück war geschehen. Ruhig war die Quelle der silbernen Urne entströmt, hatte erst die darunter stehende Obertasse, dann die Unter-

tasse gefüllt und sich schließlich, einem physikalischen Gesetze folgend, auf das damastene Tischtuch ergossen, wo nun ein großer brauner Teich entstanden war, der seinen Abzug auf des Candidaten Schooß genommen und ihn auf das Unglück aufmerksam gemacht hatte.

„Ah, das reine Tischtuch!“ klagte Frau von Recken, indem zugleich ein etwas ungnädiger Blick Sedler traf, von dem sie glauben mochte, er hätte etwas eher und allenfalls eigenhändig dem Unheil abhelfen können. Der junge Mann aber rieb ganz gelassen die kleine nasse Stelle an seinem Knie mit dem Taschentuch, sich keines Args bewußt, während der Regierungsrath Nolting vor sich niederblickte und die Brille unnöthigerweise fester schob, um ein Lächeln zu verbergen, welches allerdings zunächst dem Candidaten galt, der, obschon noch völlig fremd, ebenso wie die Familienmitglieder, ohne aufzustehen, die Töchter des Hauses begrüßt hatte und dafür gestraft worden war, leider ohne es zu begreifen. Dann aber auch lächelte der Regierungsrath über den Unfall seiner Schwester — ein Unfall, welcher der übrigens so achtsamen und besonnenen Frau unzähligemal passirte und über den sie sich jedesmal im Stillen ärgerte, ja sich schämte und es durchaus nicht leiden konnte, wenn man lachte. Eine Zeit lang war aus erwähntem Grunde die Kaffeekanne sogar in den Silberschrank verwiesen worden, aber

Frau von Recken hatte auf die Dauer ihren Anblick nicht missen mögen, denn die Kanne gehörte durchaus auf den Tisch dieses Hauses; sie hatte da gestanden, solange ihres verstorbenen Mannes Großmutter, die in diesem Hause geboren worden, zu denken gewußt, das hatte ihr die alte Frau oft erzählt, und nach dem einmaligen Versuch, den ehrwürdigen Hausrath zu entfernen, war es nun auch beschlossene Sache, ihm seinen Platz zu lassen, solange Frau von Recken die Augen offen hatte, mochte denn auch hin und wieder einmal ein Tischtuch beschmuzt werden.

Die beiden Knaben der Frau von Recken, für die Sedler als Hauslehrer engagirt worden, hätten auch gern gelacht, aber sie wußten wohl, daß sie es nicht durften. Camilla sah den Unfall mit großer Gemüthsruhe an, während Susanne sogleich eine Serviette geholt und über den braunen Fleck gedeckt hatte, sodaß nun wenigstens äußerlich der Schaden wieder gut gemacht war.

Alsdann ging Susanne unbefangen auf den Candidaten zu und bot ihm ihre Hand, indem sie ihm mit aufrichtigen, herzlichen Worten für den gestern geleisteten Dienst dankte. Sedler war nun aufgestanden und nahm scheu und flüchtig die dargebotene kleine weiße Hand, während er einige Worten stammelte, um den verdienten Dank von sich abzuwehren. Es war ihm offenbar

peinlich, daß er auch nur einen Augenblick lang zum Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft gemacht wurde.

Nachdem nun die beiden jungen Damen Platz genommen hatten und erst über allgemeine, gleichgültige Dinge geredet worden war, winkte Frau von Recken den beiden Knaben, die bereits fertig waren, sich zu entfernen, und indem sie ihren Bruder bedeutungsvoll anblickte, gab sie zu erkennen, daß über das Erzieheramt des Hauslehrers geredet werden solle.

„Ich habe bereits gestern mit Herrn Sedler über seine Wirksamkeit gesprochen, Schwester, und ich glaube, daß wir im Wesentlichen vollkommen übereinstimmen“, sprach der Regierungsrath.

„Das ist mir lieb zu hören, Herr Candidat“, entgegnete Frau von Recken. „Erlauben Sie mir nur, daß ich Einiges bemerke. Was den Unterricht betrifft, so überlasse ich Ihnen den ganz natürlich! Sie sind ein gelehrter und studirter Mann und müssen solche Dinge besser verstehen als unsereins. Wollen Sie meinem Bruder als Vormund zuweilen ein Einsehen gestatten, so ist mir das lieb, und Sie werden billig sein und nichts dagegen haben.“

„Ganz gewiß nicht“, antwortete Sedler. „Ich begehre nicht unverantwortlich zu sein.“

„Was übrigens die strenge Zucht betrifft“, fuhr

Frau von Recken fort, „so halte ich darauf große Stücke, Herr Candidat. Ich bin selbst von einem sehr strengen Vater erzogen, und meine Kinder müssen auch pariren aufs Wort, meine Mädchen noch heutigen Tages, aber die Jungen vor allen Dingen. Und wissen Sie, warum? Damit sie sich nicht zu früh einbilden, Herren der Schöpfung zu sein. Der Hochmuthsteufel kommt ihnen doch noch früh genug. Halt's in diesem Stücke nicht wörtlich mit der Bibel, obwohl sie sonst ein gar treffliches Buch ist. Denken Sie, wie mein zukünftiger Bruder, der Herr von Burgfeld, es machte, wenn seine Knaben und Mädchen sich zankten! „Ihr seid im Unrecht!" oder: „Ihr müßt nachgeben!" sagte er regelmäßig zu letztern, und warum das? Damit sie frühzeitig lernten, dem Manne sich unterzuordnen!"

Sedler lächelte, während der Regierungsrath mit einem Seitenblick auf seine Nichten meinte, das Verfahren sei doch im Grunde ein sehr weises und dem Willen des Schöpfers entsprechendes.

„Ist dem Herrn Bruder aber doch nicht ganz gelungen, wie er es wollte, beiläufig gesagt. Und zum Glück, sonst hätte er Despoten erzogen und servile Naturen. Und solche möchte ich nun auch nicht erzogen haben, aber freie Menschen, und ich denke, man kann dann erst die Freiheit recht gebrauchen, wenn man vorher gehorchen gelernt hat."

„Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, gnädige Frau“, erwiderte Sedler. „Es freut mich, daß Sie so denken, um so mehr, als ich annehmen darf, daß Sie mir auch unbedingte Vollmacht über die Knaben einräumen werden.“

„Versteht sich! Unbedingte Vollmacht. Ihr Wort ist Gesetz, Herr Candidat. Stricte haben sich die Jungen danach zu richten, werde es ihnen aber überdies auch noch einschärfen.“

„Das, wenn ich mir eine Bitte erlauben dürfte, das nicht, gnädige Frau. Scheint es Ihnen nicht richtiger, wenn ich die Knaben durch meinen Einfluß allein zum Gehorsam bringe?“

„Sehr richtig bemerkt, Herr Candidat, sehr richtig! Kein Wort will ich sagen. Ist mir sehr lieb zu hören, daß Sie sich's zutrauen. Nun, ich habe auch nicht gezweifelt. „Der Candidat Sedler ist ganz der Mann, den Sie brauchen”, schrieb mir der Hofrath N., und ich halte sehr große Stücke auf des Hofraths Meinung.“

Sedler lächelte, stand dann auf und empfahl sich, um, wie er sagte, sogleich seine Zöglinge vorzunehmen und den Unterricht zu beginnen.

„Ich muß Dir sagen, Franz“, sprach Frau von Recken nach Sedler's Entfernung, daß ich im Grunde ein wenig log. Ich habe doch daran gezweifelt, daß der zahme

Candidat mein wildes Gespann zu lenken wissen werde."

„Du zweifelst also nicht mehr?" fragte der Regiegierungsrath.

„Nun, so schnell kann man sich nicht eines Bessern belehren lassen. Ich wiederhole nur, sein Selbstvertrauen gefiel mir, aber es überraschte mich."

„Gestern spielte er wirklich eine Rolle, als ob er nicht drei zählen könnte", warf Camilla ein.

„O, er hat sicher auch nicht erst drei gezählt, als es galt, ins Wasser zu springen!" erwiderte lebhaft Susanne.

„Nein, nein! Das muß man ihm lassen, allen Respect davor!" sprachen die Andern zugleich.

„So sind wir also einig", sagte der Regierungsrath, „und sogar unsere gestrenge Camilla gibt zu, daß der junge Mensch sich trotz seiner Steifheit binnen der vierundzwanzig Stunden, die er auf dem Tannenhof ist, gut introducirt hat."

„Ja, ja, ich gebe es zu. Er hat meine Schwester gerettet, das ist einmal eine Thatsache, denn wer weiß, wie der Unfall hätte ablaufen können, wenn wir hätten abwarten müssen, bis gewisse Andere sich die Sache gründlich überlegt gehabt hätten."

„Richtig, wie Alles, was Du sagst, schöne Camilla", entgegnete der Onkel. „Ich hoffe, Du wirst dem Candidaten eine Weste sticken zum Dank für den durchnäßten Anzug."

„Nein, nicht Camilla, aber ich werde ihm irgend eine Arbeit machen“, sagte Susanne ernst.

„Thu' das, Kind“, erwiderte Frau von Recken; „eine Arbeit von eigener Hand ist immer die feinste Aufmerksamkeit, die wir Jemand erzeigen können; sie beweist, daß wir uns viel und lange mit ihm beschäftigten. Darum soll ein junges Mädchen auch nicht zu freigebig damit sein, aber hier ist eine solche Aufmerksamkeit am Platze.“

„Schöne Camilla, wäre es nicht am Platze, mir eine Arbeit von Deiner Hand zu verehren?“ fragte Nolting.

„Sobald Du mich einmal aus dem Wasser gezogen haben wirst“, lautete die Antwort.

„Ich laufe für Dich durchs Feuer!“

„Nach Belieben.“

„Bekomme ich die Handarbeit?“

„Willst Du eine Schlummerrolle von wegen des Verdauens nach Tische?“

„Topp! eine Schlummerrolle. Man nennt sie auch Freundin, und ich wünsche mir so eine kleine, anschmiegende Freundin für mein Junggesellenleben.“

Die Schlummerrolle wurde wirklich zugesagt, und nachdem man noch ein wenig gescherzt und sich unterhalten, ging ein Jeder seines Weges, Frau von Recken zur Inspicirung ihres großen Haushalts und der Regie-

rungsrath nach der Stadt, während die Mädchen eine Handarbeit vornahmen.

Indessen hatte Sedler sein Zimmer aufgesucht, welches ebenfalls in dem ältern Theile des Hauses lag. Es war von dem der Mädchen durch einen langen, schmalen, aber sehr hohen Saal — denn derselbe ging durch zwei Stockwerke — getrennt. In diesem Saale hingen in dichter Reihe die Bilder der Vorfahren aus mehreren Jahrhunderten, und von des Candidaten Zimmer führte eine Thür nach diesem Ahnensaale, während das der jungen Damen nur den einen Ausgang auf den Corridor hatte.

Obgleich es nun auf dem Tannenhof einen Ahnensaal gab, und obgleich auch Frau von Recken sammt ihrem verstorbenen Gemahl, dem Brauche der Familie gemäß, sich hatte abkonterfeien lassen, um die stattliche Reihe würdig zu vermehren, so lag doch dem Eingehen auf diese Sitte nicht die Spur aristokratischen Hochmuths zu Grunde. Ein solcher war auch niemals oder doch schon lange nicht mehr in der Familie heimisch gewesen, denn manche wackere Häupter derselben waren Ehen mit Bürgerlichen eingegangen, und wie die jetzige Herrin des Hauses selbst eine Bürgerliche war, so dachte sie auch durchaus nicht daran, ihren Kindern in Betreff einer Heirath irgendwelche einem Standesvorurtheile nachkommende Beschränkung aufzuerlegen.

Zum Theil mochte dieses daher rühren, daß in der ganzen Gegend der Adel eigentlich gar nicht vertreten, deshalb eine Exclusivität kaum möglich war, man hätte sie denn auf Kosten aller geselligen Freuden festhalten wollen. Dann aber auch rührte es daher, daß besonders nach der Napoleonischen Zeit die Familie sehr reducirt, die Besitzungen stark verschuldet gewesen. Man hatte zu bürgerlichem Erwerb, Brennerei und Brauerei, greifen müssen und war so gleichsam bürgerlich geworden. Zum Preis dafür war Wohlstand, ja Reichthum wiedergekehrt und die Familie genoß eines viel größern Ansehens, als wenn sie in aristokratischem Dünkel an den Erinnerungen eines alten und einst berühmten Geschlechtes gezehrt hätte.

Einstens, als der Neubau noch nicht stand, mochte der Ahnensaal das Prunk- und Gesellschaftszimmer der Familie für feierliche Gelegenheiten gewesen sein, jetzt aber war er schon lange außer Gebrauch, und Frau von Recken hatte sogar den großen eichenen Leinenschrank hier aufschlagen lassen, der freilich mit seinem alterthümlichen Geschnörkel dieser ehrenwerthen Gesellschaft nicht unwürdig war. Auch schauten die ernsten Gesichter der Ahnen wohl auf Töpfe mit Eingemachtem und Confitüren, ja sogar auf geräucherten Speck, Schinken und Würste, denn nirgendwo im ganzen Hause

hielten sich dergleichen Dinge so gut als in diesem trockenen und kühlen, nach Norden gelegenen Zimmer. Jetzt aber war der Saal von derartigen Dingen geräumt worden und nur der Leinenschrank geblieben. Es sollten hier die Unterrichtsstunden gehalten werden, und überdies hatte man das Zimmer zu Sedler's Wohn- und Arbeitszimmer bestimmt, weshalb einige Möbel hierher geschafft worden waren.

„Jungen!" hatte Frau von Recken zu ihren Söhnen gesagt, als sie vor einigen Tagen die getroffene Einrichtung musterte, „hier sollt Ihr sitzen und lernen, um brave, brauchbare Männer zu werden. Du hier, Paul, damit Du den da anschauen kannst, wie er Dich. Es war Dein Urahn. Unter der großen Perrücke steckte ein gewaltig kluges Hirn, und unter dem rothen Rocke pochte ein braves Herz. Werde wie er! Und Du, Richard, schau' Deinen Vater an; Du bist sein Ebenbild; werde es in allen Stücken, und ich will stolz auf Dich sein."

Bei den letzten Worten zitterte die Stimme der Mutter, und die Söhne wurden eigenthümlich davon ergriffen und sahen ernst darein, denn selten war an der starken Frau eine Gemüthsbewegung wahrzunehmen.

Sedler war überrascht von dem seltsamen Wohnzimmer, welches man ihm anwies, aber in nicht unangenehmer Weise. „Mittelalterliche Herren- und Helden-

gestalten", dachte er, „obschon zum Theil wahrscheinlich friedliche Gutsbesitzer." Aber es waren auch solche in Panzer und Rüstung und andere in Uniform dabei, die martialisch genug dreinschauten. Dazwischen manch schönes Frauenbild und hin und wieder ein Kindergesicht. Da war besonders ein idealer blonder Frauenkopf, dessen braune Augen so klug und doch so sanft aus dem Rahmen herausschauten, daß es dem Candidaten ganz wunderlich ums Herz wurde. Immer aufs neue fand sich sein Auge von diesem Bildniß angezogen, und es traf sich so glücklich, daß, als die beiden Knaben die ihnen von der Mutter bezeichneten Plätze einnahmen, der Lehrer den Platz durchaus so nehmen mußte, daß er die schöne Elsbeth anschaute; nur wollte er sich einreden, des Junker Hans herausforderndes Gesicht nebenan sei es, das ihn immer nöthige, darauf hinzublicken.

Wenn die Knaben tags vorher aus Sedler's ungelenkem Wesen etwa den Schluß gezogen haben sollten, mit dem hätten sie leichtes Spiel, so wurden sie sehr bald ihres großen Irrthums inne. Paul und Richard waren nicht besser als alle andern Individuen ihres Alters und Geschlechts und nicht abgeneigt, sich hier und da gelegentlich auf Kosten des Informators ein wenig zu amüsiren. Indeß Frau von Recken bemerkte sehr bald mit außerordentlicher Zufriedenheit, daß

Sedler sich nicht im mindesten zu viel zugetraut hatte, und daß noch nie Jemand so im Stande gewesen war, die beiden Stammhalter der Familie von Recken in Respect zu halten.

Die Knaben liebten dabei den Lehrer, und es war gerade so viel Furcht in dieser Liebe, als nöthig ist in solchem Verhältniß. Sedler stieg demnach gewaltig an Ansehen in der Familie, und selbst Nolting hatte eine zu große aufrichtige Achtung vor des jungen Mannes Solidität und gründlichen Kenntnissen, um auch nur jemals wieder über eine Ungeschicklichkeit oder über das linkische Wesen desselben zu lächeln. Hatte er anfangs geglaubt, einen recht guten Präceptor für seine Neffen acquirirt zu haben, übrigens aber einen Paragraphenreiter, ein Stück von einem Pedanten, so gingen ihm bald die Augen über vor Staunen über den Schatz von Kenntnissen des noch so jungen Mannes.

„Es ist mir peinlich", hatte er in den ersten Tagen einmal zu seiner Schwester gesagt, „aber ich werde doch zuweilen diesen Lehrstunden assistiren müssen. Wir müssen doch die Leistungen des Hauslehrers kennen lernen."

Und so wanderte der Vormund denn hin nach dem Ahnensaal, in der freundlichen Absicht, nicht zu streng zu richten, wenn der Lehrer etwa unsicher und confus sich zeigen sollte. „Gott", dachte er, „man im-

ponirt unwillkürlich so einem jungen Menschen, das werde ich bedenken und ihm schon über seine Verlegenheit hinauszuhelfen suchen."

Als nun der Regierungsrath eintrat, trug Sedler den Knaben gerade Geschichte vor und zwar erzählte er von dem großen Kaiser Friedrich, von dessen Kriegszügen, von der Größe Deutschlands zu damaliger Zeit und von der kyffhäuser Sage, mit Anknüpfung an die gegenwärtige Zeit, wie denn überhaupt der ganze Vortrag darauf berechnet war, in großen Zügen ein übersichtliches Bild des Mittelalters zu entwerfen. Dieses sollte dann zum richtigen Verständniß der neuen und neuesten Geschichte dienen, denn nach einer Prüfung seiner Zöglinge hatte Sedler entdeckt, daß dieselben ziemlich bewandert in der alten Geschichte, im Homer und Tacitus waren, aber von unglaublicher Unwissenheit in Allem, was die Ereignisse der neuern und neuesten Zeit betraf. Und wenn auch Sedler vollständig jenes ferne classische Zeitalter zu würdigen verstand, so war er doch mit all seinen Gefühlen und Interessen, mit seinem Denken und Streben ein Kind der neuen Zeit, und vor ihm lag das Ideal der Menschheitsgeschichte, nicht hinter ihm in dem nebelhaften Dämmerschein der Fabel und Sage oder in der aristokratischen Größe eines Volkes, dem die Sklaverei als Folie diente.

Gelassen sah Sedler den Regierungsrath eintreten, grüßte, unterbrach aber seinen Satz nicht, sondern ließ den neuen Zuhörer ruhig mit profitiren von der geistvollen Auseinandersetzung des eben angedeuteten Themas, eine Auseinandersetzung, die klar bewies, wie vollständig der Lehrer Herr des ganzen Stoffs war.

Nolting vergaß fast, weshalb er gekommen war, so sehr wurden seine Gedanken in Anspruch genommen erst von der Schilderung deutscher Größe und dann des gegenwärtigen deutschen Jammers, denn auch ihm schlug ein deutsches Herz in der Brust, und das Beamtenkleid im Dienste eines Fürsten wurde ihm manchmal sehr unbequem.

Nach beendigter Stunde entspann sich, an das Vorige anknüpfend, eine Unterhaltung zwischen den Beiden, die so lebhaft wurde, daß, als Sedler seine Uhr herauszog, wie um anzudeuten, daß der Unterricht wieder beginnen müsse, der Regierungsrath sagte: „Ach, lassen Sie die Knaben eine Stunde laufen, ich bitte Sie darum. Wir sind noch nicht fertig, und meiner Natur ist nichts so zuwider, als den Strom einer ernsthaften Unterhaltung zu unterbrechen, den Kopf voll von Gedanken mit hinwegzunehmen, die ich hätte aussprechen, von Fragen, die ich hätte thun können."

Und die Knaben durften gehen, während Onkel

Franz ihnen nachrief: „Ich werde Euch rufen, wenn Ihr wiederkommen sollt."

Paul und Richard entfernten sich möglichst weit, um nicht so leicht von einem Rufe erreicht werden zu können, aber die Vorsicht war eine unnütze. Es wurde nicht gerufen, und als die Glocke zum Mittagstisch rief, da saßen die beiden Herren noch gerade so einander gegenüber wie vor zwei Stunden und mußten nun nothgedrungen dennoch den Kopf voll unausgesprochener Gedanken mit hinwegnehmen, weil die eine Frage immer die andere, ein Einwurf den andern wach gerufen hatte, und weil es mit den Gedanken ist, wie mit den abwärts ziehenden Wellen, sie müssen einander folgen.

Sedler sprach mit dem ganzen ungestümen Enthusiasmus, der noch nicht von dem Mehlthau einer ernüchternden Erfahrung gestreift ist, mit der ganzen Zuversicht, wie sie die bessern Naturen nie völlig verlieren, wenn es sich um den Glauben an ein Volk, an die Menschheit handelt. Er sprach mit der Bestimmtheit, die in einer lebendigen, glühenden Ueberzeugung wurzelt und die zugleich von einer Art von Intoleranz begleitet wird, welche in diesem Lebensalter, in dieser Periode der Entwicklung nicht nur verzeihlich, sondern ihr gerade charakteristisch, ihr unerlaßlich und in der ausschließlichen Liebe zum Ideal begründet ist.

Die spätern Jahre erst kleidet die kühle Verstandesreife, welche weniger glaubt, hofft und liebt, die Resignation, nachkommenden Geschlechtern Güter zu überlassen, an deren Erlangung für die Mitwelt sie zweifelt.

Eine solche Resignation besaß bereits der Regierungsrath, und wie es in seiner Weise lag, die eigenen Jugendschwärmereien gelegentlich zu verspotten, Witze darüber zu machen, so auch enthielt er sich nicht sarkastischer Bemerkungen Sedler gegenüber, bis dieser ihn durch seine Erwiderungen zwang, sich in einen geschichtsphilosophischen Streit mit ihm einzulassen, der überhaupt heutigen Tags noch nicht erledigt ist.

Von dieser Stunde an war es, daß der Regierungsrath nicht mehr über den Candidaten lächelte oder gar Witze machte, und obgleich er bemerkte, daß mit dem Eintritt in das Familienzimmer wieder die alte Befangenheit den Hauslehrer befiel, ja daß er heute noch unaufmerksamer und schweigsamer war als sonst, so sprach Nolting doch in seinem Innern: „Ein ganzer Mann!" und glaubte nicht mit Unrecht in Sedler's Erziehung den Schlüssel zu dem widerspruchsvollen Wesen desselben gefunden zu haben.

Drittes Kapitel.

Der Herr Candidat.

Sedler war der Sohn eines Pfarrers und in einem Dörfchen der rauhen, unwirthlichen Eifel geboren, wo sein Vater seit dreißig Jahren im Amte stand.

In eine Thalschlucht eingeklemmt, aber dennoch zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel lag das kleine Erlendorf. Während des kurzen Sommers jener Gegend war es ein gar lieblicher Aufenthalt, aber einen malerischen und romantischen Anblick bot es zu allen Zeiten, sowohl im Sommer, wenn die steilen Berge ihre krüppelhaften Waldungen mit Grün überkleideten, wie im Winter, wenn die langen Eiszapfen von den beschneiten Dächern hingen und der Einspänner, Postwagen genannt, ausblieb, weil die Spur der Landstraße vom Schnee verweht war.

Und ein starkes Geschlecht war es, das hier aufwuchs. Es waren mehrere Kinder im Pfarrhause gewesen, aber nicht alle hatten sie die spartanische Probe des

Klimas ausgehalten, nur der eine, Rudolf, war aufgewachsen gleich den Tannen seiner Heimat, schlank und kräftig, allen Unwettern Trotz bietend.

Den ersten Unterricht Rudolf's hatte der Pfarrer möglichst lange selbst geleitet, indem er einige andere Knaben des Dorfes daran Theil nehmen ließ. Als der Sohn aber fünfzehn Jahre alt war, da mußte es geschieden sein, denn es war nothwendig, daß er das Gymnasium besuchte.

Der Postwagen wurde in Beschlag genommen, und gegen ein Trinkgeld an den Postillon gaben Vater und Mutter dem einzigen Passagier das Geleite bis auf die Höhe des steilen Bergs, wo Rudolf ihnen Lebewohl sagen mußte und gleich darauf das Heimatsdörfchen seinen Blicken entschwinden sah. Er stand aufrecht in der offenen Chaise und blickte zurück, bis er die Aeltern, bis er den Hahn auf dem Kirchthurme nicht mehr sah; dann drehte er sich um, setzte sich nieder und blickte in die Fremde. Ja, er war bereits in der Fremde, denn nach dieser Seite reichte seines Vaters Sprengel nicht weit und bis über diesen Berg hinaus war Rudolf kaum jemals gekommen.

So sehr nun auch Rudolf seine Aeltern liebte und die beschränkte Heimat, in der er aufgewachsen, und obschon ihm der Augenblick des Scheidens schwer aufs

Herz gefallen war, so hatte er ihm im Ganzen doch — und welcher rechte Junge hätte es nicht? — mit Ungeduld entgegengeblickt, und mit Seufzen hatte die gute Mutter den innern Jubel ihres Lieblings wahrgenommen, den dieser gern vor ihr verborgen hätte.

Jenseits des Ruttenbergs begann die Welt, die weite, große Welt, und da lag sie nun vor dem jungen Ritter, der den Kampf aufnehmen wollte mit ihren Gefahren und Schrecken, von denen er die Aeltern oft hatte reden hören, an die er aber durchaus keinen rechten Glauben gewinnen konnte. In mäßigem Trab ging es immer weiter hinein und der Postillon blies dann und wann gar wunderschön dazu. Mit den Zwillichkleidern, die der Dorfjunge gestern für immer abgelegt hatte, war das Dorfleben abgethan; eine größere, freilich vorerst nur etwas größere Bühne that sich auf.

Aber abgethan ist eine Vergangenheit nur nach dem Stundenglas; sie bleibt als bestimmendes Moment der fernern Entwicklung.

Rudolf brachte eine frische, gesunde Natur, einen geraden, rechtlichen Sinn, wie ihn die einfache Erziehung in ihm geweckt und genährt, mit in die neue Welt, und wenn er auch getreulich seines Vaters Ermahnungen befolgte und ein tüchtiger Schüler ward, so war es doch nicht das, was ihn bei seinen Kameraden in Respect

und Ansehen setzte. Waren die Kleinstädter vielleicht anfangs geneigt, über den Erlendörfler zu spotten, weil er einen etwas andern Dialekt hatte als sie und weil der erlendorfer Schneider den Röcken einen etwas andern Schnitt zu geben pflegte als der Stadtschneider, so imponirte ihnen dagegen doch gleich die derbe und für seine Jahre kolossale Gestalt des rothwangigen Jungen, und nachdem erst einige Kameraden die solide Macht seiner Fäuste kennen gelernt hatten, war seine Stellung auf allersicherster Basis begründet.

In der Klasse und auf dem Turnplatze war Rudolf der erste, und als er in den Ferien zum Besuch nach Hause kam, konnte er dem Vater Zeugnisse vorlegen, die diesen so glücklich machten, daß ihm Freudenthränen ins Auge traten.

Dem Gymnasium folgte die Universität, und auf der Universität machte auch Rudolf, ganz wie üblich, die Sturm- und Drangperiode durch, die dem Examen voranzugehen pflegt. Es gab einige Paukereien, einige thörichte oder verwegene Streiche, einige Schulden und was dergleichen zu einem regelrechten Studenten gehörige Dinge mehr sind, aber daneben auch ernstliches Arbeiten und bewußtes Streben. An die Stelle bloßen Schülerfleißes trat die Liebe zu den Wissenschaften als treibendes Element, und in demselben Maße wie Rudolf

anfing, den äußern Zweck seines Studiums, ein Pfarramt zu bekleiden, gering zu achten, im selben Maße festigte sich das Bewußtsein, daß der Zweck des höchsten Strebens in diesem selbst begründet liege.

Dem entsprechend hegte er auch eine gründliche Verachtung des Philisteriums. In jenen glücklichen Jahren blickt das Auge nach dem Idealen und mag von Brodwissenschaft nichts hören. Die beengende Vorstellung von Amt und Würden stimmt nicht zu den Träumen von großen Thaten, die eine große Zeit wach rufen sollen, und mit Widerstreben nur fügt sich Pegasus dem Joch, freilich, um in der Regel recht zahm zu werden.

Nur um zu keinen Mißdeutungen Anlaß zu geben, absolvirte Rudolf das theologische Examen und hatte auch den Plan, seinem Vater womöglich nicht mit offenem Widerspruch entgegenzutreten, oder wenigstens nicht eher, als bis er sich selbst die Aussicht auf eine anderweitige Existenz geschaffen und nach dieser Richtung hin die Sache ihr Bedenken verloren hätte.

Rudolf's Vater hatte selbst als Candidat einige Hauslehrerstellen bekleidet und sich dabei ganz glücklich gefühlt; so fand er es sehr passend, daß auch sein Sohn diesen Weg einschlage. Lieber wäre es Rudolf gewesen, wenn er es hätte möglich machen können, die literarische Laufbahn einzuschlagen, aber dazu war ein kleines Kapi-

tal unerlaßlich, und das besaß Rudolf nicht, konnte und wollte auch seinen Vater nicht darum angehen, der eben mit verhältnißmäßiger Liberalität die Studien bestritten und sich selbst wahrscheinlich deshalb manchen Lieblingswunsch versagt oder dessen Erfüllung verschoben hatte. Und so trat er eine Hauslehrerstelle in demselben Städtchen an, wo er das Gymnasium besucht hatte. Wegen mangelnder Connexionen war es schwer geworden, eine solche zu finden, und Rudolf nahm diese in der Hoffnung, für fernere Pläne Raum und Zeit zu gewinnen.

Aber es war ein trübes, trauriges Jahr gewesen, welches Rudolf hier zugebracht: eine unerfreuliche Wirksamkeit bei verzogenen Kindern, der lähmendste Umgang mit spießbürgerlichen Menschen und eine nicht viel geringere Abgeschlossenheit von den großen Strömungen des Weltverkehrs als in Erlendorf selbst.

Hier mußte Sedler fort; er mußte in eine größere Stadt, das fühlte er, wenn er nicht zu Grunde gehen wollte; und so mühte er sich rastlos nach jeder fehlgeschlagenen Hoffnung aufs neue, um seinen Zweck zu erreichen. Inzwischen vergrub er sich in Studien, soviel es seine Zeit und der Mangel an öffentlichen Bibliotheken in jenem Neste erlaubten, sodaß die Bewohner des Hauses, in dem er lebte, ihn für den absonderlichsten Menschen von der Welt hielten, denn für eine „solche

Gelehrsamkeit“ hatten sie weder Sinn noch Verständniß.

Durch Vermittlung eines Universitätsfreundes erhielt Sedler endlich die Stelle auf dem Tannenhof, und fast von dem Tage an, wo er hier einzog, fühlte er sich wohl und zufrieden, obgleich ein oberflächlicher Beobachter hätte auf die Vermuthung kommen können, daß es sich gerade umgekehrt verhalte.

Sedler verkehrte überaus wenig mit seinen Hausgenossen, das heißt mit den Damen, und schien sich ungleich wohler unter den Ahnen zu fühlen als in Gesellschaft der beiden lebensfrischen und wirklich schönen Mädchen. Nur wenn Nolting da war — und das war ziemlich häufig der Fall — verfehlte der Candidat fast niemals, zu erscheinen, sei es, daß er sich dann mehr berechtigt fühlte, an der Geselligkeit Theil zu nehmen, oder sei es, daß ihn die Persönlichkeit des Regierungsraths gerade in ihrer der seinen schnurstracks zuwiderlaufenden Eigenthümlichkeit besonders ansprach.

Bei Tische hatte Sedler seinen Platz zwischen den beiden Knaben, während er aufblickend in die klugen braunen Augen der Frau von Recken schaute. Daher kam es wohl auch, daß er in der Unterhaltung seine Rede zumeist an diese würdige Dame richtete, zuweilen mit flüchtigen Seitenblicken Camilla und Susanne streifend und

nur dann das Wort an sie richtend, wenn es eben nicht anders ging. Die Mahlzeit war kaum beendet, so pflegte Sedler sich zu empfehlen. Er faltete sehr gewissenhaft seine Serviette, setzte den Stuhl an den gehörigen Platz, machte eine Verbeugung und ging, das heißt, wenn der Regierungsrath nicht da war.

„Ich finde, Sedler macht seinen Bückling schon viel weniger steif als im Anfange“, sprach Camilla eines Tages, nachdem der Erwähnte eben zur Thüre hinausgegangen war.

„Weil seine Unsicherheit schwindet“, erwiderte Susanne. „An natürlicher Gewandtheit fehlt es ihm nicht.“

„Nein, wenn man ihn bei den Knaben im Freien beobachtet, natürlich ohne daß er es weiß, so ist keiner unserer Herren leichtfüßiger und behender, und erstaunt war ich, als ich gestern von fern sah, wie er am Turnen Theil nahm. Wie man nur im Salon so ganz anders sein kann!“

„Das wird sich schon geben, Kinder“, mischte sich Frau von Recken ein. „Der junge Mann hat offenbar Scheu vor Damen; ich vermuthe, daß er in Herrengesellschaft sich trefflich zu benehmen weiß.“

„Onkel Franz sagt das auch“, warf Camilla ein.

„Er ist ein einzig Kind, wie mein Bruder sagt“,

fuhr Frau von Recken fort, „so hat er also nie in einem großen Familienkreise gelebt, nie mit Schwestern verkehrt und überhaupt in seiner Gebirgseinsamkeit wohl wenig mit Frauen.“

„Ja, und dann kam er auf die Universität“, sagte Susanne. „Das ist wohl auch eben kein Platz, um sich gesellschaftliche Bildung zu erwerben.“

„Aber eine andere solide Bildung besitzt der Mensch, das muß man ihm lassen“, meinte Camilla. „Worauf auch die Rede kommen mag, besonders wenn Onkel Franz hier ist, über Alles weiß er mit zu sprechen, und dabei diese Zurückhaltung! Es ist wirklich sonderbar.“

„Nenne es Bescheidenheit.“

„Wie Du willst, Serella, aber ich gestehe, daß ich aus dieser Art und Weise nicht so bald klug werden kann.“

„Ei, Camilla, was ist da klug zu werden?“ sagte Frau von Recken. „Geheimes und Verstecktes gibt's hier nicht. Ich bleibe dabei, seine Erziehung erklärt den Mann vollständig. Aber was ihm fehlt, das sind Bagatellen; laßt ihn nur erst einmal ein Jahr hier sein, so wird sich's gegeben haben.“

„Was meinst Du, Serella, wenn wir ihm helfen, ihn ein wenig zu erziehen suchen?“

„Ich habe nichts dagegen, wenn er sich nicht dagegen verwahrt.“

„Nun, er darf's nicht wissen."

„Natürlich nicht; wir wären ja ungeschickter als er, wenn er es merkte."

„Camilla hat im Grunde keinen so ganz thörichten Einfall", sprach Frau von Recken, indem sie sorgfältig den Hahn der Kaffeekanne festhielt, bis die für Sedler bestimmte Tasse vollgelaufen war. „Wenn sie bei der Sache nur keine extravaganten, übermüthigen Streiche macht, so können wir schon das Unserige thun, denn ich sehe nicht ein, warum ich mich ausschließen soll, um den jungen Menschen zu perfectioniren. Ich sage wahrhaftig nicht, daß der Mann das Weib beherrschen soll, aber noch weniger soll er das Hasenpanier vor unserem Geschlechte ergreifen."

„Also Mama ist die Dritte im Bunde", rief Susanne lachend; „wenn's da kein gutes Resultat gibt, so ist Sedler unverbesserlich."

Frau von Recken stand auf, um dem Mädchen zu schellen, daß sie dem Herrn Candidaten den Kaffee bringe und verließ zugleich auch das Zimmer, während Camilla und Susanne noch länger sitzen blieben und Glossen über ihren eigenen Plan machten, der sie aufs lebhafteste zu animiren schien.

In Wahrheit hatten die Damen in ihrer Meinung über das, was dem Candidaten fehlte, den Nagel auf

den Kopf getroffen. Sedler kannte gar nicht den Reiz des Umgangs mit gebildeten Frauen, und gewiß ist, daß bei dem Engagement auf dem Tannenhof nur das Eine ihm unangenehm, sehr unangenehm gewesen war, in ein Haus einzutreten, wo der Familienkreis, seine Zöglinge ausgenommen, nur aus Damen bestand. „Ich werde meine Maßregeln nehmen", hatte er zu sich selbst gesagt, und diesen Maßregeln entsprechend war es nun, wenn der Candidat sich vollständig isolirt hielt und sich zwischen den Ahnen verschanzte.

Und doch ist der Umgang mit Frauen für den strebsamen Mann von absoluter Nothwendigkeit. Verhält er sich auch dem Anscheine nach mehr gebend als empfangend, so gilt dieses doch nur von dem positiven Wissen, an welchem das Weib dem Manne kaum gleichstehen kann. Letzterer aber schleift in einem solchen Verkehr nicht nur die Ecken seines äußern und innern Wesens ab, sondern er wird auch vor Einseitigkeit, vor einem gewissen Eigensinne seiner Ansichten und Anschauungen bewahrt, wie er sich leicht durch einen ausschließlichen Verkehr mit Wesen gleicher Art festsetzt.

Die Pastorin, Sedler's Mutter, war eine ausgezeichnet brave und ehrenwerthe Frau. Gewiß hatte dem Pastor nie ein Bändchen an seinem Halskragen, nie und nimmer ein Knopf an seinem Hemd gefehlt; des wilden

Sohnes Hosen wurden meisterhaft geflickt, der messingene Klopfer an der Thür glänzte wie eitel Gold, und was den Braten betrifft, so war vielleicht niemals einer verbrannt worden. Auch hatte die Gute nicht die üble Eigenschaft, durch Widerspruch zu reizen, überhaupt kein böses Mundwerk. Mit Liebe und Sanftmuth steuerte sie durchs Leben, und Mann und Kind befanden sich wohl dabei; denn wenn letzteres etwa Gefahr lief, von seiten der Mutter verzogen zu werden, so neutralisirte das des Vaters gelegentliche Strenge.

Aber mit des Mannes Bibliothek beschäftigte sich die Frau nur insofern, als sie dieselbe gleich allen übrigen Gegenständen sorgfältig von Staub rein hielt. Mit ihrem Lernen hatte es seit der Schulzeit ein Ende gehabt, und da ihr Gatte in dieser Beziehung nichts an ihr vermißte, so wußte sie kaum, daß es doch mit vielen Frauen anders bestellt sei, und ebenso wußte auch Rudolf dieses nicht, wenigstens aus eigener Erfahrung nicht. Er liebte seine Mutter gerade so, wie sie war, und nach ihr, nach des Knaben erstem und natürlichstem Vorbilde, gestalteten sich seine Vorstellungen und seine Ansprüche an die Frauen überhaupt. Das heißt, von Ansprüchen war eigentlich nicht die Rede. Die Frauen waren einmal da, Sedler mußte ihre Nothwendigkeit im Allgemeinen anerkennen, aber für ihn ins-

besondere waren sie nicht nothwendig; wie konnte es ihm einfallen, Ansprüche an sie zu machen? Er wollte nichts von ihnen, beschäftigte sich nicht mit ihnen, bekümmerte sich nicht um sie. Die Art und Weise, wie die Studenten sich gern mit den Mädchen zu schaffen machen, hatte ihn immer ennuyirt, und in dem Städtchen, wo er später gelebt, war er wenig mit Frauen in Berührung gekommen und nur mit solchen, die den Vergleich mit seiner Mutter nicht aushielten, vorausgesetzt, daß der Herr Candidat sich überhaupt herbeiließ, Vergleiche anzustellen.

Hier aber in der Recken'schen Familie drängten sich die Vergleiche unabweislich auf; hier waren Individuen ganz anderer Art, hier herrschten völlig andere Elemente, und fast verwundert beobachtete der Sohn der Wildniß das Thun und Treiben dieser Frauen und fand sich veranlaßt, von der bisher ganz ignorirten Hälfte des Menschengeschlechts Notiz zu nehmen. Bestraft wurde er nun für sein bisheriges Uebersehen durch eine Scheu und Unbeholfenheit, deren er nicht Herr werden konnte, die ihn ärgerte und die schuld war, daß er sich wiederum jetzt mehr zurückhielt, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Denn wenn Sedler auch weit davon entfernt war, das einzugestehen, so war es doch nicht minder wahr: er fühlte sich angezogen von dem weib-

lichen Familienkreise, und manchmal, wenn die Stunde der gemeinschaftlichen Mahlzeiten heranrückte, ertappte sich der Candidat dabei, wie er aus Ungeduld seine Uhr aus der Tasche zog. „Ich bin hungrig", sagte er, verschwieg sich aber dabei, wie er es langweilig fände, den ganzen Tag nur so mit den Knaben zusammen zu sein, und wie es doch am Ende ganz angenehm wäre, zuweilen ein Wort mit Erwachsenen zu reden, wenn auch nur mit Frauenzimmern.

„Uebrigens, was einmal wahr ist, muß man zugeben", sprach er zu sich selbst; „diese Frau von Recken ist eine kluge und umsichtige Frau, die weiß, was sie sagt. Sie hat etwas Männliches, aber es steht ihr das wohl an in ihrem Wittwenstande, und sie hat zu viel Verstand, um eine solche Anlage ausarten zu lassen."

Als er gerade bei dieser Reflexion angekommen war, ertönte die Glocke, die zu Tische rief, und mit einiger Hast zog er den alten Rock aus, den er, gehorsam den Ermahnungen seiner Mutter, in der Studirstube zu tragen pflegte, und fuhr in einen bessern.

Sehr angenehm ward Sedler bei seinem Eintritt in das Speisezimmer überrascht, nicht nur Burgfeld, der in der Regel seine Abende in der Familie Recken zubrachte, sondern auch den Regierungsrath zu finden. Er befand sich sogleich in freierer Stimmung, und selbst

die jungen Damen traf ein prüfender Blick. Sie sahen aber auch heute besonders schön aus in den blauen Musselinkleidern, die sie trugen, und Onkel Franz konnte es nicht unterlassen, Camilla ein Compliment zu machen, indem er sich neben sie setzte.

Auch nach Tische blieb man bei einander, und nachdem einige Zeit über gleichgültige Dinge geredet worden, wandte sich Burgfeld, der überhaupt immer sehr redselig war, an Sedler.

„Ich riskire zwar, mir den Unwillen meiner gnädigen Frau Schwiegermama zuzuziehen, aber ich fühle mich doch verpflichtet, Herr Candidat, Ihnen mitzutheilen, daß in Langenbeck, zwei Stunden von hier, eine Pfarre erledigt ist. Sollten Sie nicht Lust haben, sich zu bewerben?"

Ein rascher, prüfender Blick des Regierungsraths traf den jungen Mann, auf den sich dann auch die Augen aller Andern richteten.

Sedler sah fast aus, als ob er die Frage nicht zu beantworten gedächte, er blickte vor sich nieder und faltete unnöthigerweise seine Serviette auf und wieder zu.

„Meinen Unwillen, nein, Anton, den erregen Sie damit nicht", nahm nach einer Pause Frau von Recken das Wort; „ich hoffe, Sie kennen mich besser. Ich will es dem Herrn Candidaten von Herzen gönnen, wenn er eine gute lebenslängliche Anstellung erlangt."

„Ja“, fuhr Burgfeld fort, „das weiß man ja doch, daß das Hofmeisteramt nur ein Interimisticum ist, der Uebergang oder doch der gewünschte Uebergang zu einer höhern und zwar zu einer selbstständigen Stellung. Darauf läuft ja das ganze Studium hinaus, daß man sich eine Existenz, eine geachtete Stellung in der Welt erringe, und so meine ich auch, es sei meine Pflicht gewesen, den Herrn Candidaten auf diese Vacanz aufmerksam zu machen.“

„Einträglich ist die Pfarre“, nahm jetzt der Regierungsrath das Wort, „die Gegend anmuthig, das Pfarrhaus neu, die Gemeinde nicht ungebildet. Ich könnte Ihnen sogar nützen, wenn Sie es wünschen, Herr Sedler.“

„Irdischen Vortheils genug für einen Seelsorger“, erwiderte dieser jetzt lächelnd, indem er den Regierungsrath anblickte, „allein —“ Ein leises Kopfschütteln schloß den Satz, welches aber Niemand wahrnahm als Nolting und Camilla, welch letztere überhaupt in eigenthümlich prüfender Weise Sedler während des Gesprächs beobachtete.

„Ganz hübsch wäre es, wenn wir Sie in der Nähe behielten“, meinte Frau von Recken. „Sind Sie einmal erst Pastor, so wird's auch bald an der Frau Pastorin nicht fehlen. Wie könnten Sie es allein in dem öden

Pastorat aushalten! Möchte es auch noch so hübsch sein, ein ödes Nest ist's, wo das Weib fehlt."

Nun wurde Sedler aber allen Ernstes roth. Er und ein Weib! Er wollte gar keins, es fiel ihm nicht ein, und nun sprach diese Frau fast davon wie von einer ausgemachten Sache.

„Ja, ja", fuhr sie fort, „heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser, sagt zwar der Apostel, doch, allen Respect vor der Bibel, hier bin ich anderer Meinung. Ich predige es immer, die Junggesellen sollen heirathen. Franz, Dich geht das mit an, Du nahst Dich dem kanonischen Alter."

„Ich will gern Deinen Worten folgen, liebe Schwester, wenn Du mir Deine älteste Tochter zur Frau geben willst. Als Camilla zwölf Jahre alt war, da habe ich ihr zum ersten Male gesagt, daß sie meine Frau werden sollte, aber sie hat mich schnöde abgewiesen, und seitdem hole ich mir alle paar Wochen regelmäßig einen Korb. Schöne Nichte", fuhr der Onkel übermüthig fort, „ich habe jetzt den Titel Regierungsrath zu vergeben, habe 1500 Thlr. Gehalt und noch ebenso viel Zinsen dazu, habe ein Reitpferd und will einen hübschen Wagen dazu anschaffen, falls Du geruhst, Leib und Seele mit mir zu theilen. Stoß' an, schönste Camilla! Wiederum ein Brautpaar, meine Herren und Damen!"

„Franz, Du gehst zu weit!“ warf Frau von Recken streng ein.

„Verschone mich mit Deinen Scherzen, sie werden plump, Herr Onkel“, erwiderte Camilla, sich entrüstet und mit geröthetem Antlitz abwendend. Ihr Auge traf Sedler. „Ich will Dir etwas sagen“, fuhr sie gegen den Regierungsrath gewendet fort. „Sobald dieser Herr hier im Priesterrock am Altare steht, wenn er im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Kinder tauft und einsegnet und Trauungen vollzieht, dann will ich, nein, dann kannst Du noch einmal bei mir anfragen, wenn Du Lust hast.“

Im höchsten Grade erstaunt und überrascht sah Sedler Camilla an. „Ein Mädchen durchschaut mich!“ dachte er und wußte sich nicht gleich zu fassen.

„Also Sie, junger Mann, haben das Glück meines Lebens in der Hand“, wandte der Onkel sich an Sedler, noch nicht geneigt, seinen Scherz aufzugeben. „Bedenken Sie, was das heißt: das Glück zweier Menschenleben! Ich zweifle nicht, Sie werden nun Alles aufbieten, um zu einer Pfarre zu gelangen.“

„Nun, zwei Jahre haben Sie dann noch Zeit, sich umzusehen“, sprach Burgfeld, „denn, denken Sie, es ist eine letztwillige Verfügung meines verstorbenen Schwiegervaters, daß keine Tochter vor dem zwanzigsten Jahre

heirathen soll. Meine Braut und ich müssen noch drei Jahre warten, bis wir unsern Hochzeitstag feiern, aber dann, an Deinem Geburtstag, keinen Tag später, Susanne, soll uns Pastor Sedler trauen."

„Nun, das Warten ist ja nicht so schlimm", sagte Sedler harmlos.

„Den Teufel auch!" rief Burgfeld, während der Regierungsrath laut auflachte und die Andern wenigstens lächelten. „Bester Herr, Sie haben offenbar noch keine Braut; ist man einmal verlobt, so will man auch gern heirathen. Ich wollte, daß — nun, ich will schweigen." Und das that der Bräutigam denn auch in Rücksicht auf seine künftige Schwiegermama.

„Nun, ich meine", sagte Sedler, der froh war, die Unterhaltung in eine andere Bahn gelenkt zu sehen, „es mag sein Gutes haben mit dem Warten, wenigstens lernen sich dann doch diejenigen, die ein Leben lang mit einander zubringen wollen, genügend kennen."

„Das ist's, was mein Mann wollte", sprach Frau von Recken. „Haben uns ja darüber ausgesprochen, Herr Schwiegersohn, und habe überhaupt nie ein Hehl aus der Bedingung gemacht, sodaß es alle Freier vorher wissen konnten. Aber das hat mein seliger Paul wohl nicht gemeint, fürchte ich, daß die Mädchen sich ein paar Jahre vorher verloben sollten."

„Nun, Schwester“, sagte Nolting, „darüber beruhige Dich endlich; das konntest Du nicht hindern, und da die Sache einmal geschehen war, sind wir ja übereingekommen, daß die Veröffentlichung besser sei als ein öffentliches Geheimniß, das weiter keinen Vortheil bringt und nach allen Seiten hin Zwang auferlegt.“

„Gut, es ist eine abgemachte Sache, reden wir nicht weiter davon.“

Die Unterhaltung verlief sich in gleichgültigere Dinge; nur Sedler blieb schweigsamer, als er sonst in dieser Gesellschaft zu sein pflegte.

Viertes Kapitel.

Camilla von Recken.

„Camilla", sprach Frau von Recken nach Tische zu ihrer Tochter, „besorge den Kaffee, ich habe den Verwalter zu mir bestellt und kann den Mann nicht warten lassen."

Camilla nahm darauf der Mutter Platz vor der großen Urne ein und besorgte ihr Amt aufs beste, ohne ein einziges Mal zu vergessen, den Hahn zu drehen, wenn es Zeit war.

Das Brautpaar fand sich bald angezogen von den Rasenplätzen und Bosquets des Gartens, den man durch die bei gutem Wetter stets geöffnete Thür erblicken konnte, und wandelte Arm in Arm dahin; die Knaben hatten längst das Weite gesucht, sodaß nur Camilla mit Sedler und dem Onkel zurückblieb.

Die Unterhaltung stockte. Jeder schien mit etwas hinter dem Berge zu halten, besonders Sedler wartete nur darauf, daß Camilla sich entfernen möge, oder daß der Regierungsrath sich erhebe und er diesem dann

folgen könne, um mit ihm das zu besprechen, worüber er sich vorhin nicht weiter hatte auslassen wollen.

Indeß Camilla lehnte ruhig im Sessel der Mutter und blickte mit ihren großen, dunklen Augen zuweilen den Candidaten an, von dem sie ihrerseits zu erwarten schien, daß er die frühere Unterhaltung noch einmal wieder aufnehme. Entweder fiel es ihr nicht ein, daß sie dabei störend sein könne, oder sie hatte die Absicht, keine Notiz davon zu nehmen.

„Sie wollen sich nicht um die Pfarre bewerben?“ brach endlich der Regierungsrath das Eis.

„Nein“, war die kurze und bestimmte Antwort.

„Das freut mich.“

„Hatten Sie Anderes von mir erwartet?“

„Nun, ich weiß nicht, ich war nicht im Reinen mit mir darüber. Sie wissen, politische und religiöse Freiheit gehen nicht immer zusammen.“

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Candidat“, mischte sich hier Camilla ein, „daß ich Anderes von Ihnen erwartet hatte.“

„Ha, Camilla, so rechnest Du also auf die Trauung?“ konnte sich der Onkel nicht enthalten zu sagen.

„Laß die Scherze, wenn ich bitten darf“, entgegnete Camilla ernst, „Du nöthigst mich sonst, das Zimmer zu verlassen.“

„Nur das nicht, schöne Nichte! Ganz artig will ich sein.“

Camilla sah den Candidaten an, als ob sie eine Antwort von ihm erwarte.

„Fräulein, wirklich — es thut mir leid, ich weiß, Damen denken anders in solchen Dingen, aber wenn Sie die Sache von meinem Standpunkt auffassen könnten, so würden Sie vielleicht anders richten.“

„Nun, es könnte doch sein daß ich die Sache so aufzufassen vermöchte“, sprach Camilla lächelnd. „Ich will ja auch nur sagen, daß ich bis vor einer halben Stunde nicht gezweifelt haben würde, daß Sie gern eine Pfarre annehmen würden; jetzt denke ich besser von Ihnen.“

„Besser von mir?“ fragte Sedler und machte ein sehr verwundertes Gesicht.

„Nun, mir erscheint es nicht sehr ehrenwerth, wenn ein Mann von wirklicher Bildung Pfarrer wird.“

„Ach so!“

„Ja, Herr Sedler, meine Nichten sind sehr freisinnige junge Damen, müssen Sie wissen“, sagte der Regierungsrath, indem er behutsam die Asche von seiner Cigarre streifte. „Mein Schwager war in manchen Stücken ein überaus einsichtsvoller, verständiger Mann und duldete nicht, daß seinen Kindern irgend etwas eingeprägt

wurde, was er für dummes Zeug erklärte. Confirmirt sind sie worden, weil meine Schwester, die an so einer Art von hausbackenem Christenthum festhält, das wünschte; aber sie haben nur die freidenkendsten Lehrer und so kaum nöthig gehabt, sich durch irgend ein Kämpfen und Ringen von dem loszumachen, womit sonst die jungen Herzen und Köpfe verdreht werden."

„Aber ich bin Lehrer hier", meinte Sedler, „bin Candidat der Theologie, und Sie waren nicht abgeneigt zu glauben, daß ich eine Pfarre annehmen würde."

„Nun, es können dazu andere Gründe bestimmen als der Glaube. Als ein höchst vernünftiger Mann sind Sie uns empfohlen worden, aber das Einkommen, das Pfarrhaus, die Frau Pastorin —"

Sedler lächelte.

„Es sind meist solche Gründe", sagte Camilla, „die den Candidaten, der einmal sein Examen hinter sich hat, bestimmen, eine Predigerstelle anzunehmen, die wenigen ausgenommen, die — nun, die einfältigen Herzens sind. Es sind einmal Jahre auf das theologische Studium verwandt worden, die Mittel fehlen meist, um eine neue Carrière einzuschlagen, und man findet sich mit dem Gedanken ab, daß für die große Menge noch lange gut genug ist, was man selbst beiseite gelegt hat. Man klammert sich an die Moral im Evangelium, und was das Bekenntniß betrifft,

so wird es erst vielleicht mit einiger Scheu und schließlich gedankenlos gesprochen. Man muß der Entwicklung nicht vorgreifen wollen, heißt es, die Menschen sind noch nicht so weit, und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind."

„Ich muß Ihnen sagen, Fräulein, ich staune, ja, es wundert mich, wie richtig Sie die Sache auffassen."

„Die Auffassung liegt sehr nahe, Herr Sedler, sobald man einmal denkt, wie ich thue", entgegnete Camilla. „Ueberdies haben wir auch einen Prediger hier, von dem es zu merklich ist, daß er sein Amt nur in dieser geschäftlichen Weise behandelt."

„Die Sorge ums Brod ist eine schwere Sorge, Fräulein. Sie, eine Dame, reich und unabhängig, können sich das unmöglich so lebhaft vorstellen. Sie, Herr Regierungsrath, gehören zu der glücklich situirten Minderheit, die gleichsam zum Vergnügen arbeitet. Gelernt habe auch ich es nicht von Jugend auf, daß ich um meines Brodes willen das Amt eines Seelsorgers bekleiden, um Geld trauen, um Geld taufen, um Geld einsegnen, um Geld Grabreden halten sollte. Nein, denn mein Vater gehört zu den Glücklichen, die Sie, Fräulein, richtig als einfältigen Herzens bezeichnen. Er erfüllte in seinen Augen einen idealen Beruf, und als einen idealen

Beruf habe auch ich das Amt eines Seelsorgers auffassen gelernt."

„Und nun?" fragte Camilla, da Sedler eine Pause machte.

„Ja, und nun! Hätte ich vielleicht von früh an nur den Broderwerb der fetten Pfründe schätzen gelernt, wer weiß, vielleicht hätte ich dann heute kein anderes Ziel, so aber —"

„Sie meinen, Sie würden trotz des Unglaubens die Kanzel betreten?" sagte der Regierungsrath.

„Könnte sein, daß ich es machte wie meine Collegen, die sich mit ihrem Gewissen abfinden, so oder so, aber andere Götter, andere Ideale!"

„Haben Sie niemals gepredigt?"

„O ja, zur Zeit meiner Studien öfter in den umliegenden Dörfern, dann mehrmals für meinen Vater und dessen Amtscollegen in der Gegend. Aber mein Vater schüttelte immer den Kopf zu meinen Reden; er vermißte natürlich etwas in denselben."

„Und nun ferner", sagte Nolting, „da wir einmal davon reden, wäre es unbescheiden zu fragen, was Sie für die Zukunft vorhaben?"

„Ehrlich gesagt, Herr Regierungsrath, ich weiß es nicht! Ich befinde mich in einer Zeit des Abwartens, des Zusehens, ich bin noch jung, die Welt steht mir offen!"

„Sie Glücklicher!“ entfuhr es Camilla wider Willen.

„Du möchtest wohl auch, daß Dir die Welt offen stünde, schöne Camilla?“ scherzte der Onkel.

„Sie finden das beneidenswerth?“ fragte Sedler.

„Ja!“ entgegnete Camilla bestimmt. „Angewiesen auf die eigene Kraft, angewiesen auf die eigenen Mittel, wissen Sie, daß Sie sich nicht bequem auf das Faulbett ererbten Reichthums strecken dürfen. Sie werden sich Alles selbst zu danken haben.“

„Es ist schwer, sehr schwer.“

„Gerade das ist es, was reizt. Man muß ein Ziel haben, wonach man strebt, wenn man sich glücklich fühlen soll; man muß seine Kraft üben dürfen! Wie langweilig, zu wissen, ich werde mein Lebtag ein gutes Auskommen haben! Man wird träge dabei. Aus reichen Menschen wird nie etwas! Die Dichter leben immer im Dachkämmerlein, das ist ja traditionell. Die größten Männer starben in Armuth.“

„Aber wie viele sind es“, sprach Sedler, „die untergehen in dem furchtbaren Kampfe mit der Misère des Lebens!“

„Sie wurden zu schwach befunden! Der große Mensch muß das Schicksal herausfordern; er muß ihm trotzen können. Lieber untergehen wie ein tragischer Held, als so von einem Tag in den andern hinein ein Schlaraffenleben führen!“

Mit diesen Worten stand Camilla auf und entfernte sich mit einiger Hast, als wolle sie die Möglichkeit abschneiden, sich ferner noch von dem Moment hinreißen zu lassen, Dinge zu sagen, die sie nachher bereuen könnte, wie es ihr manchmal begegnete.

Die beiden Herren saßen eine Weile stumm, und Sedler wunderte sich fast, nicht den gewohnten Spott in Nolting's Zügen zu lesen.

„Schade um das Mädchen", sprach dieser nach einer Weile; „sie hat so viel Verstand, viele treffliche Eigenschaften und doch so überspannt!"

„Vielleicht könnte man diese Anschauung ihrer sehr großen Jugend zuschreiben", meinte Sedler.

„Ohne Zweifel. Aber sie ist extravagant in allen Dingen. Ihr wäre in der That eine strenge Schule des Lebens heilsam; ein bischen Kampf, ein bischen Noth, das würde sie zahm machen."

„So hätte sie ja das richtige Verständniß ihrer Natur."

„Ja, ein ahnendes Verständniß allerdings, aber ich fürchte, sie fühlt sich auch zu Ungewöhnlichem berufen, und ob sie dazu die Kraft hat, das weiß ich nicht!"

Der Candidat schwieg. Wußte er doch überhaupt nicht, was er zu diesem seltsamen Mädchen sagen sollte, das über Dinge mitredete, an die seine Mutter gewiß niemals gedacht, und das sogar nicht fern davon schien,

ihn, den Mann, der Feigheit zu zeihen, weil er nicht gerade mit Jubel des Kampfes um eine Existenz gedachte. Und doch hatte er noch nie mit Zagen und Bangen in die Zukunft geblickt. Wohl aber war er sich manchmal mit bittern Gefühlen der socialen Unterschiede im Leben der Menschen bewußt geworden und hatte sich unter ihnen als Proletarier gefühlt. Und ein Vorzug sollte es sein, zu diesen zu gehören? Der Gedanke war ihm freilich nie gekommen.

Die Welt steht mir offen, hatte er so leichthin und auch sonst oft zu sich selbst gesagt, aber war es denn wirklich wahr? O ja, mit Bretern vernagelt war sie ihm nirgends, ein Paß war zu erlangen nach allen vier Himmelsgegenden; aber das Geld, das Geld, um nur nach Berlin zu reisen und dort einige Wochen sich aufzuhalten, nach einer passenden Thätigkeit sich umzusehen, wie er gewünscht, das Geld hatte er nicht gehabt, und der Nichtbesitz eines kleinen Kapitals hatte ihm nur den einzigen Weg nach dem Gymnasialstädtchen offen gelassen trotz der weiten großen Welt. „Sattle um!“ hatten ihm die Freunde auf der Universität damals gerathen, und auch er hatte den lebhaftesten Wunsch gehegt, eine andere Facultät zu wählen, aber dazu gehörte ebenfalls Geld, und er hatte es nicht, und seinem Vater hatte er nicht fernere Opfer abverlangen mögen.

Nun war er hier auf dem Tannenhof, und daß er sich wohl und zufrieden hier fühlte, war ein glücklicher Zufall. Aber darin hatte Burgfeld natürlich Recht, eine solche Situation konnte nur ein Interimisticum sein. Paul und Richard mußten eines Tages ihrem Lehrer entwachsen, und sollte er dann wie ein Bedienter ein Unterkommen nach dem andern suchen? Daran war nicht zu denken.

Eine solche Pfarre wie die in Langenbeck war unleugbar das verlockendste Ding von der Welt. In dieser gesegneten Gegend, in der Nähe einer großen Stadt, ein leichtes Amt, Gelegenheit zu weitgreifender Wirksamkeit, zur Bildung der Massen, viel Muße zum Arbeiten, zu freiem Schaffen, ein jährlicher Urlaub, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß die Welt groß und weit sei — „Hebe Dich weg von mir, Versucher!" sprach der Candidat zu sich selbst, aber er sprach es lachend, denn in Wahrheit fühlte er sich nicht einen Augenblick lang versucht, so wenig dachte er an eine Untreue gegen sich selbst.

Camilla war nach dem eben erwähnten Gespräch auf ihr Zimmer geeilt, voll aufregender Gedanken. Eine solche Stimmung mußte benutzt werden. Sie eilte an ihre geheime Schieblade, nahm ein Blatt Papier heraus und schrieb. Es war ein Gedicht und in demselben in über-

schwänglichster Weise ausgedrückt und fortgeführt, was sie vorher ausgesprochen.

Hatte sie Sedler auch schon vorher mit mehr Respect betrachtet als zu Anfang, so fing er doch eigentlich erst von diesem Moment an, für sie beachtenswerth zu sein. Sie erkannte, daß ein gewöhnlicher Mensch sich dem Schlendrian gefügt, nicht den Muth haben würde, sich so ganz auf sich selbst zu stellen. Ihr schien das freilich beneidenswerth, allein sie wußte, wie miserabel, wie jämmerlich die Meisten waren, und von Sedler, der so zahm, so unbeholfen aussah, hatte sie eben nicht anders gedacht. Nun war er in ihren Augen mit einem Male der verkleidete Prinz, das heißt das Genie im Hofmeistercostüm, und wie man großen Menschen allerlei Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten nachsieht, so verzieh sie auch dem Candidaten sein eckiges Wesen und seinen Mangel an Gewandtheit.

„Es war eine Anmaßung von uns, ihn erziehen zu wollen“, sprach sie andern Tages zu Susanne. „Menschen von Charakter lassen sich nicht von Andern erziehen.“

„Ich glaube, Camilla, daß Menschen von Charakter das doch thun, wenn sie einsehen, wo es ihnen fehlt.“

„Wo es ihnen fehlt! Aber bei dem Candidaten ist das kein Fehler. Er will nichts von den kleinlichen

Formen des gesellschaftlichen Lebens wissen; er steht darüber, das ist es!"

„Niemand steht darüber, Niemand kann im täglichen Verkehre der couranten Münze entbehren", sagte Susanne. „Mir passirt es noch manchmal, daß ich in Gesellschaften mich verlegen und unsicher fühle; es ist das peinlichste Gefühl von der Welt, und ich wenigstens habe immer den Wunsch und das Bestreben, desselben Herr zu werden."

„Nun, Serella, das ist auch ein ganz Anderes."

„O, ich weiß, was Du verschweigst, Camilla; ich will mich auch nicht messen mit dem Candidaten und insofern keine Vergleiche ziehen, natürlich nicht, aber Jeder ist abhängig von der Gesellschaft, wer es auch sei, sobald er kein Eremitenleben führt."

„Nenne es, wie Du willst, aber wenn man nichts will von diesen hohlen Figuren, die sich alle nach der Schablone bewegen, nach Herkommen reden und denken, wenn man den ganzen Haufen verachtet, so hat man unstreitig das Recht, sich nicht um ihn zu kümmern und, wo man unvermeidlich mit ihm in Berührung kommt, sich seinen Formen und Regeln nicht zu fügen."

„Mag sein, daß man das Recht hat, aber ich glaube nicht, daß gewöhnlich hinter dieser Rücksichtslosigkeit Trotz oder Opposition steckt, sondern eben nichts Anderes

als Unbeholfenheit, die manchmal sogar beliebt, als Grobheit aufzutreten, um Andere dadurch zu täuschen und vielleicht auch sich selbst."

„Du willst doch Sedler's ruhige Gelassenheit nicht Grobheit nennen?" fragte Camilla entrüstet.

„Gewiß nicht", entgegnete Susanne. „Er ist eine ganz andere Natur. Doch behaupte ich, gerade so wie jene Grobheit Unfreiheit ist, so auch des Candidaten Zurückziehen in die äußerste Zimmerecke, wenn Besuch da ist. Solche Menschen sind von den gesellschaftlichen Formen beherrscht, weil sie eben ihrer nicht Herr werden können."

„Nicht wollen, sage, nicht wollen."

„Und wenn's auch so wäre, wenn sie auch nicht wollten, so bleibt sich's gleich. Unfrei sind sie, denn es gibt ein Element, in dem sie sich nicht bewegen und von dem sie sich doch nicht fernhalten können. Und was das Stehen über den gesellschaftlichen Formen betrifft, so kann unter diesen Umständen gar keine Rede davon sein."

Als Camilla antworten wollte, wurde an die Thür geklopft, und auf das Herein erschien Burgfeld, um seine Braut zu begrüßen.

Der junge Mann war eigentlich das Siegel auf die eben gepflogene Unterhaltung, das Punktum, und

ein triumphirender Blick Susannens auf ihre Schwester verrieth, daß sie auch so dachte. Hier war jeder Zoll ein Cavalier, ein Aristokrat, von dem zierlich frisirten Haar bis zu den fein lackirten Stiefeln; hier war Grazie und Leichtigkeit in jeder Bewegung und tadellos die Art und Weise des Benehmens; fein, zart war die Art, wie Burgfeld seiner anmuthigen Braut huldigte, während er zugleich nicht einen Augenblick vergaß, auch Camilla alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Leider geruhte diese überaus wenig Notiz davon zu nehmen. Sie empfing mit kühler Höflichkeit alle Galanterien und hörte schweigend die schönen Redensarten an, denn schnöde begegnen mochte sie Burgfeld nicht um der Schwester willen.

„Ich hätte Dir anders dienen wollen, Serella", setzte sie jetzt für sich das Gespräch von vorhin fort, „wenn ich nicht an jedem Deiner Worte gefühlt hätte, daß Du bei allen Entgegnungen nur Dein Ideal vor Augen hattest. Gott, auch solche Ideale gibt es! Ein ausgeschnittenes Modekupfer! Unselige Verblendung des armen Kindes! Aber ein Studium könnte es sein, zu beobachten, ob er im Stande sein wird, sie nach sich zu modeln, oder ob er sich an ihrer höher angelegten Natur — doch das ist undenkbar, der Schädel ist ja nun einmal hohl.

Die Alternative könnte nur die sein: Susanne verflacht und bildet sich nach dem Manne – ein höhnisches Lächeln umspielte hierbei Camilla's Lippen — oder sie wird nicht glücklich, und — weiß der Himmel! fast will ich das Letztere noch lieber als das Erstere. So ein miserables Glück! Ich würde mich ärgern, wenn meine Schwester damit auskäme. Ich war so stolz auf diese meine Schwester", fuhr sie nach einer Pause in Gedanken fort, „und nun spielt mir der verwünschte Burgfeld diesen Streich. Als ob's eine Kunst wäre, ein so harmloses Kind zu bethören. Sie spricht ja aus, was ihr imponirt hat. Na, wie ein Tanzmeister wird er sie zum Altare führen. Bezauberndes Bild!"

Am andern Morgen, als Susanne aufwachte, fand sie Camilla's Bett wiederum leer. Ein flüchtiger Blick nach dem Lindenbaum bewies ihr, daß dort die Schwester nicht war, aber an der sorglosen Art, mit der Susanne ihr schönes blondes Haar machte, konnte man leicht erkennen, daß sie sich über diesen Umstand weiter nicht beunruhigte. Nur als sie fast fertig war und der Schlag der Hausuhr sie belehrte, daß es bald Frühstückszeit sei, warf sie einen unruhig spähenden Blick auf die Landstraße, von der sie in einiger Entfernung ein Stück übersehen konnte, als erwarte sie Camilla von dort her kommen zu sehen. Wirklich erblickte sie auch alsbald eine

eilende weibliche Gestalt, die aber seitwärts in den gegenüberliegenden Garten zu kommen wußte. Es war Camilla, die gleich darauf das Thor zwischen den beiden Tannen von innen öffnete und langsam über den Hof dem Hause zuschritt, ein Buch in der Hand, sodaß man glauben mußte, sie habe im Garten gesessen und gelesen.

Als sie aber gleich darauf die Thür des Schlafzimmers öffnete und eintrat, sah man wohl, daß das nicht der Fall gewesen sein konnte.

„Gott, Camilla, wie erhitzt Du aussiehst!“ rief Susanne. „Wo bist Du gewesen?“

„Nun, ich war weit heute Morgen“, entgegnete Camilla, „das Wetter war so zauberisch schön; jetzt aber ist's schon heiß, und ich habe mich beeilt, um nicht zu spät zu kommen.“

„Wenn Du mir doch das zu Liebe thun wolltest, daß Du diese Wanderungen einstelltest, sie sind schrecklich verwegen von Dir. Wie leicht kann es sein, daß Du sie einmal furchtbar büßen mußt!“

„Ach was, die Gegend ist ja sicher, ich kenne jedes Bauernhaus und jedes Kind kennt mich, was sollte mir widerfahren?“

„Ich will den Teufel nicht an die Wand malen. Da geht die Glocke zum Frühstück, kühle Dein Gesicht ein wenig und dann laß uns gehen.“

Camilla hatte in der That eine Wanderung von zwei bis drei Stunden gemacht, war durch Busch und Feld, über Berg und Thal hingestreift, nichts sorgfältiger vermeidend als die Landstraße und gerade die Wege aufsuchend, die in stiller, romantischer Einsamkeit an Abhängen, an murmelnden Bächlein vorbeiführten, oder die sie in den dichten Schatten des Waldes leiteten, wo sie wirklich einsam war, denn „ich muß zuweilen allein sein", sagte sich Camilla, „allein, wo ich den Specht an dem Baume hämmern höre und das Eichhörnchen durch die Zweige schlüpfen sehe. Ich liebe die Einsamkeit leidenschaftlich."

Das war nun freilich wahr, und auch die Natur liebte Camilla, aber dennoch war es nicht die Freude an einem Sonnenaufgang, an der thauigen Frische eines Sommermorgens, die sie ins Freie trieb. Mehr als das war es ein Drang nach Freiheit, ein Gelüste nach Unabhängigkeit, das sich momentan befriedigt fühlte in diesem schrankenlosen Umherschweifen. Und mehr noch als Alles eine innere, leidenschaftliche Unruhe, die von ihr Besitz genommen, seit sie sich mit dem ganzen Ungestüm ihrer enthusiastischen Natur auf die Poesie geworfen.

Aber diese war nicht in ihr zur Entfaltung gekommen mit der Nothwendigkeit eines gegebenen Keims, sondern sie war der Bewunderung entlehnt, welche Ca-

milla für ein Individuum hegte, das als Dichter und armer Sprachlehrer zugleich in der nahen Stadt lebte.

Lange gelbe Locken umrahmten Wolfgang Rittersporn's bleiches, sommersprossenbedecktes Gesicht, aus dem ein Paar schöne, dunkle Augen hervorleuchteten. Mit seiner schmächtigen Figur und dem melancholischen, Weltschmerz verrathenden Ausdruck der Züge erschien er Camilla wie ein Märtyrer unwürdiger Verhältnisse, und wenn sie anfangs nur seine Byron'schen Verse bewunderte, so gesellte sich alsbald eine Art von Mitleid dazu, das einen bedenklichen, excentrischen Charakter annahm. Freilich durfte sie nach ihren Meinungen eigentlich den großen Geist im Dachkämmerlein nicht beklagen, aber sie wünschte ihm dennoch ein anderes Loos. Daß er das sich erringen würde, erwartete sie auch zuversichtlich. Er bietet dem Schicksal Trotz, sprach sie zu sich selbst, er leistet ihm Widerstand, und die Misère des Lebens kann ihm nichts anhaben.

Aber worauf stützte Camilla ihre Zuversicht? Nun, wenn sie das Glück hatte, dem zukünftigen großen Manne auf der Straße zu begegnen, so war ihr dies unverkennbar an dem ganzen Gepräge der ungewöhnlichen Erscheinung. Es lag ausgesprochen in der stolzen Art, wie er das Haupt trug, in dem kühnen Faltenwurf des fadenscheinigen Mantels, in dem festen, gleichmäßigen Schritt

der schlanken Gestalt, ja, es war ausgesprochen sogar in der trotzigen Weise, wie Rittersporn sein Barett auf die Locken zu drücken pflegte, und in der Rücksichtslosigkeit, womit er sich herausnahm, Jedermann keck anzuschauen, aber ohne Ausnahme Niemand zu grüßen.

Andere pflegten freilich spottend zu sagen, er sei gar nicht kurzsichtig, er fürchte nur, seine pomadisirten Locken zu verderben, wenn er das Barett abnehme, aber wie konnten Andere, die gar nicht im Stande waren, sich in die Stimmung eines so eigenartigen Menschen zu versetzen, über ihn urtheilen?

Camilla erkannte darin den Unabhängigkeitssinn des freien Mannes und war seine beredte Vertheidigerin, wenn zufällig die Rede auf ihn kam. Sie bewunderte unumwunden seine Verse, wobei es freilich Niemand einfiel, daß sie mehr noch an Wolfgang Rittersporn verehren könne, denn sonst hatte sich Camilla noch niemals empfänglich gezeigt für die zahlreichen Huldigungen, die ihr von der Männerwelt gezollt wurden.

Und Camilla ahnte selbst nicht, in welch gefährlichem Irrthum sie in Betreff des Poeten befangen war, ein Irrthum, der um so begreiflicher war, als sie in durchaus keinem persönlichen Verkehr mit ihm stand. Sie hatte ihn niemals gesprochen und das gesellschaftliche Leben führte sie kaum jemals zusammen.

Auch wußte Ritterſporn nichts von der Anziehungskraft, die er auf das ſchöne, reiche Mädchen ausübte, und ſo geſchah von ſeiner Seite mit ſeinem Wiſſen nichts, um eine Leidenſchaft zu nähren, durch die, nach den gewöhnlichen Begriffen der Menſchen, der mittelloſe Sprachlehrer im Stande geweſen wäre, ſein Glück zu machen.

Aber auch Camilla knüpfte keinen Augenblick Lebenshoffnungen gewöhnlicher Art an ihr ſeltſames, geheimes, einſeitiges Verhältniß, nur brachte ſie Alles, was ſie that und dachte, in Beziehung zu dem einen Hauptgedanken an ihn. Und weil ſie ihre Verehrung für eine rein geiſtige hielt, ſo war es natürlich, daß ſie auch nach einer Verbindung ſolcher Art mit dem Stern ihres Lebens ſuchte.

So ward Camilla Dichterin. Eines Tages,, dachte ſie, wird man meinen Namen nennen; er wird mein Lieder leſen, und dann werden wir beide wiſſen, daß wir verwandte Geiſter ſind.

In dem Glauben, ſelbſt zu etwas Höherem berufen zu ſein, hatte Camilla nicht Raum für tauſend kleine Dinge, die ſonſt ein junges Mädchenherz erfreuen, aber ſie erkannte auch nicht den einzigen Weg, der vielleicht wirklich im Stande geweſen wäre, ſie zu etwas Rechtem und Tüchtigem hinzuleiten: den Weg der Arbeit. Oder wenn ſie ihn auch erkannte, ſo fehlte ihr doch zu anſtrengender Thätigkeit Luſt und Ausdauer. Der wirklich geniale

Mensch, glaubte sie, bedürfe keiner Anstrengung, er brauche nur die Stimmung zu benutzen, in die ihn der sonnige Morgen, der kühle Abend, die mitternächtige Lampe oder das Anschauen des Großen und Erhabenen versetze. Die wahren Kunstwerke, meinte sie, seien Producte solcher Stimmung.

So warf sie ihre Poesien aufs Papier hin und war nicht abgeneigt, Formlosigkeit mit Genialität zu verwechseln; jedenfalls waren ihren Producten beide Eigenschaften nicht abzusprechen. Unverkennbar war auch das Muster, nach welchem sie sich gebildet, denn Wolfgang Rittersporn hatte vielleicht kaum eine Zeile geschrieben, welche Camilla von Recken nicht auswendig gewußt hätte.

Was nun den Ruf und guten Namen des Dichters betraf, so liefen zweideutige Gerüchte genug über ihn um, und wenn sich auch Camilla einredete, diese zu verachten, weil der böse Leumund alles Ungewöhnliche zu begeifern pflege, so quälte sie sich doch zu Zeiten mit der möglichen Unwürdigkeit ihres Idols. Von einer Eifersucht eigenthümlicher Art gepeinigt, suchte sie jede nur erdenkliche Gelegenheit auf, ihn zu sehen, und verfuhr dabei mit einer so tollen Dreistigkeit, daß sie ans Abenteuerliche grenzte und unweiblich hätte genannt werden können, wenn man nicht an Camilla einen andern Maßstab hätte legen müssen als den gewöhnlichen. Als

die Abende noch länger waren, hatte sie den Schein seiner Lampe bewacht, während die Mutter sie bei einer Freundin glaubte, oder sie war ihm wohl gar eine Weile durch die dunklen Straßen gefolgt.

Jetzt an den lichten, hellen Sommerabenden hatte das natürlich seine Schwierigkeit. Aber dennoch war ihr einmal der Zufall günstig. Camilla kehrte aus der Stadt zurück, als eben die Dämmerung einbrach. Sie war ohne Begleitung, ging aber furchtlos und langsam ihres Weges, sich an dem schönen Abend erfreuend. Da hörte sie hinter sich einen schnellen, elastischen Schritt, aber sie achtete kaum darauf, noch weniger wandte sie das Haupt.

Jetzt ging ein Mann an ihr vorüber; jetzt war er ihr vorauf und drehte sich nach ihr um, seine großen, dunklen Augen eine Weile auf das schöne Mädchen heftend. Und er war es, er, Wolfgang Rittersporn, hier auf dem Wege nach dem Tannenhof! Aber der Weg führte auch an dem Tannenhof vorbei, und „O, er wird vorübergehen!“ sagte sich Camilla, nachdem im ersten Moment die Frage: „Was will er hier?“ sie tief erglühen gemacht hatte.

Es war nicht mehr hell genug, daß Rittersporn ihr plötzliches Erröthen hätte wahrnehmen können, er schien auch nicht weiter auf die Dame zu achten, sondern

ging in seinem raschen Tempo weiter. Camilla wagte nur um Weniges ihren Schritt zu beschleunigen, und so kam ihr der Dichter bei einer Krümmung des Weges aus den Augen. Gerade als sie den Tannenhof erblicken konnte, sah sie ihn nicht mehr. Vielleicht konnte sie ihn in dem zweifelhaften Lichte nicht mehr unterscheiden, oder er war bereits vorübergegangen. Was hätte sie sonst vermuthen können?

Jetzt ging sie rascher. Burgfeld und Susanne kamen ihr entgegen, weil Frau von Recken über ihr langes Ausbleiben besorgt war. Die Frage: „Habt Ihr ihn gesehen?“ schwebte Camilla auf den Lippen, aber sie wagte sie nicht zu thun, sie wäre nur gern weiter die Landstraße entlang gegangen oder hätte sich hier draußen auf einen der niedrigen, stumpfen Steinpfeiler setzen mögen, welche am Gartenthore neben den beiden hohen Tannen standen, um den Dichter zurückkehren zu sehen. Aber das ging nicht an, und nachdem Burgfeld sich verabschiedet hatte, begleitete sie Susanne ins Haus. Die schwere eichene Hausthür wurde alsbald geschlossen, und das Hauspersonal begab sich zur Ruhe.

Während Susanne sich auskleidete, setzte Camilla sich an das offene Fenster und vertiefte sich in allerlei wunderliche, seltsame Gedanken. Susanne schlief schon, und noch immer saß Camilla da. Plötzlich glaubte sie

einen leisen Schritt zu hören. Sie sah hinaus und erkannte in dem hellen Mondschein ganz deutlich Lisette, ihr Mädchen.

„Was mag die jetzt draußen wollen?“ fragte sich Camilla; „sicher geht sie verbotene Wege.“ Vorsichtig zog sie sich ein wenig zurück, doch so, daß sie das Mädchen im Auge behalten konnte. Figur und Schatten desselben waren scharf im Mondlicht abgegrenzt, während Camilla's Fenster sich im Dunkeln befand.

Aber löste sich nicht dort seitwärts, wo der Pavillon einen tiefen Schatten warf, noch eine Gestalt ab? Ja, es ist so. Ein Mann; er kommt eilig näher; dieser leichte, elastische Schritt, das Barett, die Locken, sie sind unverkennbar, zu hell scheint das Mondlicht; es ist der Dichter Wolfgang Rittersporn, und er schlingt seine Arme um das Dienstmädchen des Fräuleins Camilla von Recken!

Eine Weile starrte Camilla nach dem Paare hin, als könne sie nicht begreifen, was vor sich ging, aber die ganze Situation war zu unzweideutiger Art. Sie schloß hastig das Fenster, hatte aber doch so viel Besonnenheit, dies leise zu thun, und war mit einem Male so furchtbar ernüchtert, daß sie laut auflachte. Aber es war doch ein seltsames, erschreckendes Lachen. Susanne wachte auf davon und fragte: „Was hast Du, Camilla?“

wartete aber die Antwort nicht ab, sondern drehte sich um und schlief sofort weiter.

Gewaltig war der Stoß, den Camilla's Seelenleben durch dieses Ereigniß empfing; sie sah den ganzen folgenden Tag über blaß aus, sonst schien sie ruhig und gelassen.

„Was fehlt Dir, Camilla?" fragte Frau von Recken, als ihre Tochter ins Zimmer trat, denn ihr Aussehen mußte auffallen.

„Ich habe Kopfschmerzen", antwortete Camilla, und da dies von Zeit zu Zeit der Fall zu sein pflegte, so beunruhigte das nicht weiter und sie konnte den Tag in müßigem Träumen hinbringen, was sonst Frau von Recken nie duldete. Camilla sprach wenig, auch zu Susanne nicht. Diese sah nur, wie sie verstört einherging und, wo sie sich unbemerkt glaubte, mitunter durch lebhafte Geberden verrieth, daß es ihr nicht leicht wurde, vor Andern die Fassung zu behaupten.

Daß Camilla's Dichterliebe rasch zusammenbrach, versteht sich von selbst. Aber der leidenschaftliche Schmerz, dem sie trotz ihres sich empörenden Stolzes in den ersten Stunden nicht zu wehren vermochte, war nicht von Dauer. Der Hohn war zu arg, als daß sie ihr Schicksal wie ein hochtragisches hätte auffassen können und schließlich noch den Traum lieben, den sie gehegt. Nein, sie

schämte sich, sie ärgerte sich, und ihr einziger Trost war, daß Niemand ahnte, was in ihr vorgegangen, was sie erlebt hatte.

So nahm also Susanne wahr, wie Camilla sehr bald wieder ruhig und gleichmüthig wurde, ja ruhiger und gleichmüthiger als vorher. Kein Aufgeregtsein war an ihr zu bemerken, keine unnatürlich geschraubte Stimmung, keine Ekstase irgendwelcher Art. Nein, Camilla versank förmlich in eine Art von Apathie. Die Welt war ihr so leer, das Leben so nüchtern, daß sie es fast nicht aushalten konnte. Dazu war ihr auch die poetische Ader mit einem Male ausgegangen. Sie versuchte es, ein Poem zu schreiben vom verlorenen Glauben an die Menschheit, von betrogenem Vertrauen, von einem gesunkenen Stern und was dergleichen mehr ist, aber es ging nicht. Sie wollte im Gedichte die Poesie anklagen, daß sie sie verlasse in der Stunde, da sie ihrer bedürfe, daß sie ihr den Trost versage, dessen sie benöthigt, aber die Muse war wirklich hartnäckig und kam ihr nicht zu Hülfe.

„So war auch das ein Wahn!“ rief Camilla aus, indem sie die Feder hinwarf. „Ich bin nichts Anderes als sie alle! Und warum sollte, warum wollte ich auch mehr sein? Was bildete ich mir ein, zu den Auserwählten zu gehören! Dummes Zeug! Ich will wie die Andern sein, künftig will ich Klavier klimpern und Romane lesen,

dann werde ich schöne Stickereien machen und Puddings bereiten lernen — und ich bin ein ganz vortreffliches Weib! Und dann heirathe ich. Meinen Mann werde ich ohne Zweifel sehr glücklich machen. Ich selbst — nun darauf kommt es gar nicht an. Lieben werde ich nicht können, aber zu lieben brauche ich den Mann, den ich heirathe, auch nicht. Nein, die Qual hielte ich gar nicht aus, die ewige Sorge und Angst um einen Mann, den man liebt, wahrhaft liebt, sie wären nicht zu ertragen. Also ein Ende gemacht mit der Poeterei!"

Gesagt, gethan! Sie nahm ihre sämmtlichen Papiere und Schreibereien, steckte sie in den Ofen und zündete sie dann an. Susanne kam herein, als Alles in Flammen aufloderte.

„Was machst Du, Camilla?" rief sie. „Du willst wohl einheizen im Rosenmond?"

„Ich verbrenne nur werthlosen Plunder, Serella", entgegnete Camilla gleichmüthig.

„Gott, Camilla, doch nicht Deine Gedichte?" fragte Susanne, den leerstehenden Schreibkasten gewahrend.

„Mein Geschreibsel, ja. Fühle, der Ofen wird ordentlich warm davon!"

„Wie kannst Du das thun?"

Camilla zuckte mit den Achseln.

„Die Arbeiten so vieler Stunden", fuhr Susanne

fort, „über die Du so glücklich, auf die Du so stolz warst, und ich mit Dir!“

„Liebes Kind, es war keine Ursache, stolz zu sein, darum verbrenne ich das Papier; es ist nur Papier, was ich verbrenne.“

„Hättest Du es mir doch geschenkt! Ich hätte es aufgehoben und es Dir eines Tages wiedergegeben, wenn Du bereust.“

„Ich werde nicht bereuen“, erwiderte Camilla. „Du verstehst das nicht, Serella; glaube mir, ich bin keine Dichterin.“

Susanna schwieg; wußte sie doch nicht, was sie sagen und was sie glauben sollte. Sie hatte es treuherzig geglaubt, bis zu dieser Stunde geglaubt, daß Camilla ein großes Talent sei, und konnte auf deren bloßes Wort hin unmöglich mit einem Male andern Sinnes werden. Sie dachte, das sei eben wohl nur eine poetische Laune, und seien die Dinge, die sie geschaffen, Camilla zu gering, so werde sie ohne Zweifel nun zu Größerem schreiten.

Aber Camilla that nichts dergleichen. Sie nahm keine Feder, kaum ein Buch zur Hand; es fiel ihr nicht mehr ein, über den schmalen Steg zu schreiten, um in der Lindenlaube zu improvisiren, und die Morgenpromenaden hatten jeglichen Reiz für sie verloren.

Dagegen schien sie eine Leidenschaft für die häus-

lichen Geschäfte gefaßt zu haben zur großen Verwunderung des ganzen Hauspersonals. Sie kümmerte sich um Dinge, die sie sonst nie der Beachtung gewürdigt, und Frau von Recken wußte gar nicht, was sie vor Erstaunen sagen sollte, wenn sie manchmal Geschäfte schon besorgt und geordnet fand, die sie eigentlich übernommen. Camilla war ihr zuvorgekommen. Sie ließ es nicht an belobenden und aufmunternden Worten deshalb fehlen, allein im Stillen schüttelte sie den Kopf. „Das geht zu sehr gegen ihre Natur, es wird ein Raptus sein", sagte sie, denn diese Art Camilla's, Alles mit einer gewissen Hast und Leidenschaftlichkeit zu ergreifen, kannte sie nur zu wohl, da es ein Erbtheil ihres Vaters war. Frau von Recken's stetige, besonnene Natur hatte durch dieses dem ihrigen so heterogene Wesen des sonst so vortrefflichen Mannes viel zu leiden gehabt, und sich schwer, vielleicht gar nicht damit versöhnen können. Sie betrachtete es als ein wahres Unglück, daß Camilla in dieser Hinsicht des Vaters vollkommenes Ebenbild war, sowie sie ihm auch äußerlich glich, während Susanna mehr ihr eigenes verjüngtes Conterfei darstellte.

Dennoch nahm Camilla eigentlich in ihrem Herzen den ersten Platz ein, ohne daß Frau von Recken sich dies eingestehen mochte. Sie hatte mit besonders großer Strenge ihre Erziehung überwacht, unnachsichtig jede Aeu-

ßerung leidenschaftlichen Wesens zu unterdrücken gesucht und damit vielleicht zu viel, also Verkehrtes gethan. Die Folge war, daß Camilla der Mutter ihr Vertrauen entzog und vor Niemand sorgfältiger als vor ihr das verbarg, was sie eben am lebhaftesten beschäftigte.

Dazu kam, daß Frau von Recken nach des Gatten Tode alle wirthschaftlichen und geschäftlichen Angelegenheiten selbst zu leiten hatte, und wenn auch ihr Bruder sie darin wesentlich unterstützte, so vermochte er doch nicht ihr die eigentlichen Sorgen zu nehmen, denn, meinte sie, als Wittwe falle ihr doch die Hauptverantwortung zu.

Fünftes Kapitel.

Martha und Maria. Ulrich Rudolf Sedler.

Einige Wochen ging es gut mit Camilla's Arbeiten und Schaffen im Hause. Sie eignete sich die Schlüssel zum Leinwandschrank an, machte zuweilen in der Milchkammer einige Confusion, schloß mit Frau Gill Freundschaft und bewies, wie zu Allem, so auch zu einer guten Hausfrau Talent.

„Meine schöne Camilla", sprach eines Tages Onkel Franz, als sie eben den Kaffee bereitete, „Du hast jetzt lauter gute Einfälle. Wie hübsch von Dir, daß Du den Kaffee hierher auf die Terrasse bringen ließest. Und das prachtvolle Bouquet, wer hat denn damit den Tisch geschmückt?"

„Ich, Onkelchen", antwortete Susanne; „gefällt Dir's?"

„Es ist sehr schön, eitel Poesie! Hör' mal, Kind, ich glaube, Ihr beide habt die Rollen vertauscht."

„Wer? Wen meinst Du? Camilla und mich?"

„Ja, Euch meine ich."

„Wie so?" fragten beide Nichten zugleich, Camilla etwas schnippisch.

„Martha und Maria", antwortete der Onkel, indem er mit der Hand oder vielmehr mit seiner Cigarre erst auf Camilla, dann auf Susanne deutete.

Letztere lachte, während Camilla dem Onkel einen ihrer höhnischen Blicke zuwarf.

„Es ist eine schöne Mythe oder ein schönes Bildniß, das von Martha und Maria", sprach Sedler.

„Nur keine theologische Abhandlung jetzt, Theuerster", dachte der Regierungsrath, „denn ich bin beim Kaffee, meinem schönsten dolce far niente; ich glaube, dieser gelehrte Mensch weiß gar nicht, was das ist."

„Ja, es ist eine hübsche Erzählung", sagte Susanne, „und es freut mich immer, daß auch der fleißigen Martha ihr gebührendes Lob zu Theil wird. Etwas von dem Sinn und der Natur der Martha muß man doch haben, sonst geht's nicht!"

„Ja, etwas davon. Ich glaube aber, die Erzählung soll hier gerade die beiden Gegensätze andeuten, beide in ihrer Liebenswürdigkeit. Und es scheint mir auch, wenn man einmal dazwischen entscheiden soll", fuhr der Candidat mit einiger Verwirrung fort, denn er fand sich plötzlich, ohne selbst zu wissen wie, veranlaßt,

seine Ansichten über verschiedene Frauennaturen auszusprechen, so gebührt der Preis auch nur entweder dem einfachen Naturkinde oder dem vollendet gebildeten Weibe. Was dazwischen liegt, ist Halbheit."

Camilla stutzte, während Susanne antwortete: „Aber Sie verlangen viel, Herr Sedler. Unsere Erziehung geht über die eines einfachen Naturkindes sehr bald hinaus, und wie kann denn eine Jede die Vollendung erreichen, die Sie beanspruchen?"

„O, ich bitte recht sehr, ich beanspruche nichts, ich — ich meine nur so —" stotterte Sedler, während ihm der Regierungsrath zu Hülfe kam, indem er sagte: „Nun, Susanne, beunruhige Dich nicht, Dein Schatz denkt ja anders, und die Vielen, die sich weder unter die eine, noch unter die andere Kategorie rechnen können, mögen sich damit trösten, daß die meisten Männer nicht so entschieden denken. Ich will mich auch mit dem Mittelschlage begnügen; ganz gewiß, schöne Martha", fügte er, zu Camilla gewendet, hinzu.

„Nun, was mich betrifft", nahm jetzt Burgfeld das Wort, „so habe ich alle mögliche Achtung vor weiblicher Bildung, aber meine Liebe könnte ich der Gelehrten nicht schenken. Ich weiß selbst nicht warum, aber mir scheint es nun einmal unnatürlich, wenn die Frauen sich so viel mit den Büchern beschäftigen."

„Ja, bester zukünftiger Herr Neffe, da haben Sie Recht", sagte Nolting; „es ist sehr unbequem, wenn die Frauen klüger sind als wir selbst."

Ein heimlicher, schadenfroher Blick Camilla's bewies, wie sehr sie den Spott Burgfeld gönnte, der aber seinerseits für gut fand, zu thun, als ob er nichts merke.

„Wen diese Unbequemlichkeit trifft", nahm Sedler ernsthaft das Wort, „der hat sie verdient."

Susanne schwieg. Ihr war die Unterhaltung nicht recht angenehm. Sie wurde zu einem Vergleich ihres Bräutigams mit Onkel Franz und Sedler gedrängt, der in diesem Moment nicht so zu ihrer Befriedigung ausfiel wie sonst.

„Ein einfaches Naturkind oder ein vollendet gebildetes Weib", wiederholte Camilla in ihrem Innern, und die Vorstellung beider Gegensätze begleitete sie heute in alle Winkel des Hauses. Mit dem Gedanken an Martha und Maria legte sie sich schlafen, mit dem Gedanken an Martha und Maria stand sie auf.

Es war schon, wie gesagt, einige Wochen her, daß Camilla ihrer neuen Thätigkeit oblag, eine lange Zeit für das ihrem eigentlichen Naturell so fremdartige Treiben. Sie war desselben zwar noch nicht gerade überdrüssig, aber es war doch schon seit einigen Tagen in ihr, als ob sich eine neue Epoche vorbereite, als ob die

intermittirende Quelle ihres unruhigen Genius nach einem Ausweg suche. Sie wurde rastloser, zerstreuter und übelgelaunt, aber noch nicht klar sich des innern Grundes von Nichtbefriedigung bewußt.

„Martha und Maria“, sprach sie nun sinnend zu sich selbst, „ein einfaches Naturkind oder ein hochgebildetes Weib. Ja, er hat Recht. Das ist es ja auch, was ich immer sage: das entweder — oder nur gilt, in diesem Fall wie in allen andern. Ein einfaches Naturkind, das ist unmöglich, das kann ich nicht mehr werden, ich kann nicht von mir abthun, was mein eigen ist, ich kann nicht vergessen, was ich gelernt, ich kann nicht aufhören zu denken. Und warum soll ich mir's nicht eingestehen: es ist die pure Verzweiflung, daß ich meine Hände mit dem Werkeltagsstaube besudelt. Wer glaubt, daß ich mich damit begnügen, mich dabei glücklich fühlen würde? Nein, es war nur ein Ausruhen, ein Besinnen; jetzt bin ich zu neuem Fluge gestärkt, und jetzt bin ich mir klar: eine Maria will ich sein. Du sollst Dich irren, Onkel Franz, mit Deinen höhnischen Andeutungen, nicht ich bin die Martha! Mag Susannens genügsamerer Sinn nur das kleine Ziel anstreben, ich — o, ich richte mein Auge ganz anderswo hin — ich habe das Rechte gefunden.“

Auf dem Tannenhof gab es auch ein Bibliothekzimmer, ein alterthümliches Gemach, hoch und geräumig und, wie der Ahnensaal, durch zwei Stockwerke des alten Gebäudes durchgehend. Es befand sich hier eine große Anzahl von Büchern, zum Theil freilich mehr ehrwürdig durch ihr Alter als durch ihren Inhalt, zum Theil aber auch von wirklichem und bleibendem Werthe.

Besonders der letztverstorbene Herr von Recken hatte, eigentlich zur geheimen Unzufriedenheit seiner Frau, bedeutende Summen in Bücher gesteckt; nur war kein einziges Gebiet des Wissens genügend und vollständig vertreten, indem Herr von Recken, sei es nun im Streben nach Vielseitigkeit, sei es infolge der Wandelbarkeit seiner Passionen, bald sich der Naturwissenschaft zuwandte, bald der Kunst, bald der Geschichte, bald der Forstwissenschaft.

Seine Vorgänger mochten das Bibliothekzimmer überhaupt wenig frequentirt haben, denn einestheils hielten sie das als echte Landjunker für ihre Stellung durchaus nicht erforderlich; es genügte, daß eine Bibliothek da war, wie ein Ahnensaal da war; dann aber auch stand das etwas düstere Gemach in Verruf. Es hieß, es spuke da, und noch die jetzt lebende Generation hatte eine eigenthümliche Scheu vor den erwähnten Gemächern, das des Candidaten eingeschlossen.

Frau von Recken, die es nicht gesagt haben wollte, daß sie sich selbst einer leisen Gespensterfurcht nicht erwehren könne, hatte Anstand genommen, Sedler gerade dieses Zimmer anzuweisen, aber der Regierungsrath hatte um so mehr dazu gerathen, als auf diese Weise die großen, weitläufigen Räume dem Hausgebrauch wieder gewonnen wurden. Er bedauerte es, daß sie mit ihrer alterthümlichen Einrichtung so verlassen nnd verödet standen, und meinte ganz richtig, wenn die heranwachsende Jugend sich täglich und stündlich an ihren Anblick, an ihre Atmosphäre gewöhne, so könne es nicht ausbleiben, daß mit der Zeit die alberne Spukgeschichte ganz in Vergessenheit gerathe. .

Gewissenhaft hatte Frau von Recken dem Candidaten mitgetheilt, welche Gerüchte über die schöne Sibylle, die vor mehr als zweihundert Jahren gestorben war, umgingen, aber auf diesen hatte die Erzählung so wenig Eindruck gemacht, daß er sie total wieder vergessen haben würde, wenn nicht Paul und Richard, besonders im Anfange, das Ihrige gethan hätten, um sie frisch zu erhalten, worauf denn der Mentor wiederum das Seinige that, um den Knaben das Unsinnige ihrer Furcht zu beweisen.

Uebrigens betrat und gebrauchte der Candidat die Bibliothek fast ganz allein; eine kleine Tapeten-

thür führte aus seinem Zimmer hinein; er betrachtete die benannten drei Räume als die seinigen, und Niemand machte ihm den Besitz streitig.

Um so mehr überrascht war er eines Abends, als er, durch die nur angelehnte Thür ohne Geräusch eintretend, eine weibliche Gestalt da sitzen sah, welche ihm den Rücken zukehrte und in ein Buch vertieft schien.

Wäre der Candidat nur ein wenig abergläubisch gewesen, so hätte ihn diese Erscheinung vielleicht erschreckt, aber er dachte nicht einmal an die schöne Sibylle, sondern nur daran, daß er sich im Schlafrock befinde und hier einen Damenbesuch vor sich habe. Er zog sich also schleunigst zurück und ließ sich nicht wieder sehen.

Camilla, denn sie war die Lesende, kehrte sich auf das Geräusch um, blickte aber wieder in ihr Buch, als sie Niemand gewahrte. Sie war hierher gekommen, um sich Bücher zum Zweck ihres Studiums auszusuchen, hatte zufällig einen Band getroffen, der sie fesselte, und war so länger geblieben, als sie beabsichtigte. Aber es gefiel ihr hier auf dem Sessel mit steiler Lehne, vor dem altfränkischen Tische und mit dem Blick durch die kleinen achteckig geschnittenen Fensterscheiben, auf welche die Sonne Regenbogenfarben eingebrannt hatte und durch welche hindurch man über ein Kornfeld weg die Sonne untergehen sah. Sie konnte ihrerseits nicht der

Meinung sein, daß sie sich in des Candidaten Behausung befände, da blos diesen die Gewohnheit zu einer derartigen Annahme geführt hatte, während ihm speciell nur die beiden andern Räume angewiesen waren.

„Ob sie wohl wieder da sitzt?“ fragte sich Sedler am folgenden Abend, und die Neugier, dies zu wissen, plagte ihn so sehr, daß er, noch unentschlossen, ob er hineingehen solle oder nicht, bereits seinen Schlafrock auszog. „Es wäre sehr unbequem, wenn ich mein Besitzthum hier theilen müßte“, dachte er, indem er in den einen Aermel seines Rockes fuhr. „Ich werde dann in Zukunft die Abendstunden vermeiden —“ Dabei fuhr er in den andern Aermel. „Ich möchte nur wissen, ob sie da ist. Ich könnte freilich leise die Thür öffnen, aber das Schloß wird knarren und dann kann ich nicht wieder weggehen. Nein, das sähe sonderbar aus.“

Fast hätte der Candidat an die Thür geklopft, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß das unpassend sei. Er zögerte einen Augenblick und horchte unwillkürlich. Jetzt hörte er ganz deutlich das Hineinschieben eines Buches in ein Fach und dann das Herausholen eines andern.

„Nun weiß ich's ja“, meinte er, und unschlüssig blieb er an der Thür stehen. Er hörte umblättern. „Ich störe am Ende, es könnte unbescheiden von mir

sein; aber vielleicht ist es heute Jemand anders, es könnte die Schwester sein — wissen möchte ich es doch —" und damit lag die Hand auf dem Drücker. Dieser gab sofort nach und mit einem leisen Geräusch ging die Thür auf.

„Ah, Fräulein Camilla, entschuldigen Sie, ich störe wohl; ich wußte nicht, daß auch Sie die Bibliothek benutzten."

Es war vielleicht zum ersten Male, daß Sedler eine der jungen Damen zuerst und so ohne weiteres anredete, aber nun er einmal in den Fall einer derartigen Nothwendigkeit gekommen war, so hätte die Gelegenheit nicht günstiger sein können als hier, wo er sich auf dem sichern Boden des eigenen Territoriums fühlte und trotz der eigenthümlichen Situation unbefangener als je. Letzteres vielleicht auch darum, weil er bemerkte, daß Camilla in der That mit einem Anfluge von Verlegenheit ihm gegenüber stand.

„Sie stören mich durchaus nicht, Herr Sedler", nahm sie ein wenig erröthend das Wort, „nein, Sie stören mich nicht, ich möchte im Gegentheil sagen: Sie kommen mir sehr gelegen, denn es könnte am Ende sein, daß Sie viel besser in dieser Bibliothek Bescheid wissen als ich und daß — und daß Sie mir ein wenig zur Hand gehen könnten."

Sedler wußte im ersten Augenblick nicht, wie er dies „zur Hand gehen“ verstehen sollte, begnügte sich also, statt seine unterthänigste Bereitwilligkeit zu erklären, zu sagen: „O ja, ich weiß so ziemlich Bescheid hier.“

„Ich möchte etwas über Religionsgeschichte lesen“, sagte Camilla, „und kann nichts Rechtes finden.“

„Ueber Religionsgeschichte?“

„Ja, ich weiß, daß mein Vater sich viel damit beschäftigt hat, daß also wahrscheinlich genug Bücher darüber vorhanden sind; ich finde sie nur nicht.“

„Das ist meine Schuld, Fräulein, auch ich habe mich gerade in den letzten Monaten mit demselben Gegenstande beschäftigt und eine Anzahl Bände mit Beschlag belegt. Warten Sie gefälligst einen Augenblick!“ Und im Nu war er zur Thür hinaus, um gleich darauf mit Büchern beladen zurückzukehren.

„O, ich will sie nicht berauben!“ rief Camilla. „Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß Sie der Bücher bedürften.“

„Nun, wir können uns vielleicht verständigen, Fräulein. Ich habe Manches schon genügend benutzt, was Sie noch nicht kennen dürften; vielleicht wäre es mir insofern erlaubt, Ihnen an die Hand zu gehen, als ich Ihnen einige Anleitung geben könnte, was zu Ihrem Zwecke dienlich ist.“

„Sie kommen meinem Wunsche entgegen und werden mir die Sache außerordentlich dadurch erleichtern. Onkel Franz kann ich nie um etwas der Art bitten, er würde nur spotten.“

„Der Herr Regierungsrath liebt den Scherz“, antwortete Sedler, „aber ich weiß, wie sehr er Ihre Bildung schätzt, und er wird es ohne Zweifel als eine neue Bereicherung für Sie ansehen, wenn er erfährt, mit welch einer Wissenschaft Sie sich speciell beschäftigen.“

„Nein, nein, Onkel Franz braucht das nicht zu wissen, Niemand braucht es zu wissen“, fiel Camilla hastig ein; „ich liebe des Onkels Scherze nicht, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie ihm nichts davon sagten.“

„Wie Sie befehlen“, sagte Sedler einigermaßen befremdet, aber nicht ohne ein gewisses angenehmes Gefühl, mit dem schönen und geistvollen Mädchen ein gemeinsames Geheimniß zu haben. Er fühlte sich geschmeichelt dadurch und mehr noch durch den Umstand, daß von diesem Augenblick an ein Verhältniß des Lehrers zur Schülerin festgestellt war.

Er wählte für Camilla ein ihm zu ihrem Zwecke passend erscheinendes Buch, sprach über dessen Vorzüge, kritisirte andere, und durch einige Fragen ihrerseits veranlaßt, erging er sich über die Bedeutung der Religionsgeschichte überhaupt, über deren verschiedenartige Auf-

fassung, über den Werth einer solchen im Lichte moderner Bildung und dergleichen mehr.

War für Camilla auch das Thema bisher ein vollständig neues gewesen, so war sie doch im Allgemeinen unterrichtet genug und besaß Verstand genug, um Sedler in seinen Auseinandersetzungen nicht nur zu folgen, sondern um auch durch gelegentliche Fragen und Einwürfe darzuthun, daß sie ihn verstehe.

Was Sedler betrifft, so hatte es ihn allerdings im ersten Augenblick frappirt, daß ein Mädchen sich mit einem so speciellen Zweig der Weltgeschichte, einem eigentlichen Fachstudium beschäftigte, aber er hatte doch schon diesen Damen, besonders Camilla gegenüber aufgehört, sich über etwas Derartiges zu wundern.

Sein Verwundern war im Gegentheil, fast ohne daß er es wußte, in Bewunderung übergegangen, denn wenn er die Frauen bisher so gering geachtet, so übersehen hatte, so war das bei einem Menschen seiner Art nur dadurch zu erklären, daß er glaubte, der höchsten Genüsse des Lebens sei nur der Mann fähig, die edelsten Schätze wisse die Frau nicht zu würdigen, die Frucht des Wissens reife nicht für sie.

Und gerade das, was manchem Salonhelden unbequem sein würde, machte es ihm leichter, machte es ihm überhaupt möglich, mit den Damen zu verkehren, und

wenn er auch noch lange nicht seine anfängliche Schüchternheit abgestreift hatte, so war er doch bereits zu dem Schlusse gelangt, daß, da diese Damen besser unterrichtet wären als viele Männer seiner Bekanntschaft, er sie auch wie seinesgleichen betrachten und so mit ihnen unbefangen verkehren könne. War er einmal im Zuge, so gelang ihm dies auch vortrefflich, und da ihm die Damen ihrerseits mit der geheimen Absicht, ihn zu erziehen, entgegenkamen, war da nicht zu hoffen, daß mit der Zeit ein vollkommen gewandter Mann aus dem schüchternen Candidaten wurde? Sah er dem doch eigentlich schon jetzt nicht mehr ähnlich.

Wenn natürlich auch das ganze Hauspersonal bemerkte, daß Camilla es müde war, mit dem Schlüsselkorb umherzuspazieren, und daß Susanne einen Theil der von der Schwester übernommenen Verpflichtungen stillschweigend auf sich nahm, so war doch nur sie von der eigentlichen Wandlung unterrichtet, während Camilla ihre guten Gründe hatte, vor der Mutter und dem Onkel das Geheimniß zu bewahren. Vor Susannen konnte sie es nicht, ohne sich zu sehr Zwang aufzuerlegen, auch war es ihr zum Bedürfniß geworden, diese zur Vertrauten zu haben.

Schon als Kind, als jüngeres Kind, hatte Susanne sich dem etwas herrischen Wesen der Schwester gefügt

wenn diese den Ball plötzlich hinwarf und ein Märchen lesen wollte, wenn sie nicht mehr Lust hatte, die jungen Küchlein zu füttern, und es die Schwester thun hieß, wenn sie des Gartens überdrüssig war und beim schönsten Wetter im Hause spielen wollte. Die Schwester war Susannen ein höheres Wesen, das durch tausend Liebesbeweise stets wieder gut machte, wo sie durch Seltsamkeit und Eigenwilligkeit verletzte. Neben ihr war Susanne eigentlich noch gar nicht zum Nachdenken gelangt; ihre Verlobung war der erste selbständige Act und ihr selbst im Grunde ebenso überraschend gekommen, wie allen Andern in der Familie. Daß Camilla damit nicht einverstanden war, was diese nicht ganz zu verhehlen vermochte, schmerzte sie tief, aber mächtiger noch in ihr war das Entzücken, womit sie in des Bräutigams dunkles Auge blickte und von seinem Arm sich umfangen fühlte.

War nun auch diesmal eine andere Liebe stärker in ihr als die zur Schwester, so wurde doch ihr Interesse für diese nicht vermindert, sie war im Gegentheil achtsamer auf sie als je, und als sie bemerkte, daß Camilla aus ihrer erzwungenen Gelassenheit, einer ihr unnatürlichen Stimmung sich aufraffte, das sie wieder Bücher zur Hand nahm, da war sie von Herzen froh. Freilich fragte auch sie erstaunt: „Religionsgeschichte? Mein Gott, Camilla, ich meinte, das brauchten nur die Pastoren zu wissen.“

„Liebe Serella, wie kannst Du nur so reden!“ entgegnete Camilla und erging sich eines Breitern über diese so höchst anziehende und bedeutungsvolle Wissenschaft, wobei nicht zu verkennen war, daß einige Wendungen und Gedankenäußerungen vorkamen, die mit den gestern von Sedler gehörten eine frappante Aehnlichkeit hatten.

Ihre Wirkung war auch insofern eine gleiche, als Susanne antwortete: „Ja, nun Du mir's so darstellst, sehe ich ein, daß das Studium allerdings ein höchst interessantes ist. Man mag übrigens seine guten Gründe haben, es von dem Schulunterricht auszuschließen.“

„Wie meinst Du das?“

„Nun, im Grunde sollte die Religion keine Geschichte haben.“

„Ei, sieh da, kleine Philosophin!“

„Ich meine“, fuhr Susanne fort, „etwas von Anfang an Fertiges und Vollendetes, etwas Gegebenes und Abgeschlossenes, wie die christliche Religion wenigstens sein soll, kann sich nicht entwickeln. Gäbe man das zu, so müßte es mit dem frommen Glauben zu Ende gehen.“

„Ja, ja, Du hast Recht!“ rief Camilla. „Man weckt die Kritik! Serella, überlaß mir diesen Gedanken!“

„Wie so?“

„Ich will ihn ausführen, will ihn bearbeiten, überlaß' ihn mir!"

„Ah so!" lachte Susanne. „Nimm ihn, nimm ihn! Was nützt er mir?"

„So geh, so laß mich allein! Ich muß sogleich schreiben."

„Gute Andacht!" rief Susanne, und schon war sie zur Thür hinaus.

Camilla, voll von den Gedanken, die Sedler gestern in ihr geweckt und die eben eine neue Anregung durch Susannens Aeußerung gewonnen, schrieb. Sie schrieb wohl eine Stunde und schrieb in einem Zuge. Es war nicht ihre Art, eine Sache erst in ihrem Kopfe zurecht zu legen, in logischer Weise Anfang, Mitte und Ende festzustellen, eine Disposition zu machen oder gar ein Brouillon zu entwerfen. Gott bewahre! So philiströs verfuhr sie niemals, dabei ging ja alles Geniale verloren, und es kam ihr auch viel weniger darauf an, eine gute oder gar vollendete Arbeit zu schaffen, als vielmehr ihre Gedanken los zu werden und zugleich damit ins Klare zu kommen, der natürliche Zweck aller Dilettanten und der Frauen insbesondere, wenn sie schreiben. Bei der Arbeit glänzte ihr Auge, ihre Wange glühte, und sie war vollständig in ihr Thema vertieft. Jetzt machte sie ein energisches Punktum, warf die

Feder hin und lehnte sich tief aufathmend in den Sessel zurück.

Nach einiger Zeit nahm sie die beschriebenen Blätter in die Hand, las sie durch, änderte einiges Unbedeutende und nickte dann, sich selbst zustimmend, mit dem Kopfe.

Camilla schwankte einen Augenblick, ob sie Susanne rufen solle, um ihr das Geschriebene vorzulesen, aber als sie ans Fenster trat, sah sie die ganze Familie, Sedler eingeschlossen, und außerdem noch einige Gäste aus der Stadt auf der Terrasse sitzen. Unschlüssig hielt sie die Blätter in der Hand, nahm dann ein Buch und legte sie hinein. Sie schien aber doch noch nicht mit sich eins zu sein, denn sie nahm sie nach einer Weile wieder heraus, um sie sofort mit einer entschlossenen Geberde wiederum hineinzulegen und hastig damit zur Thür hinauszuschreiten.

Nach einigen Minuten erschien sie unten bei der Gesellschaft. Sie war vermißt, aber von Susannen so gut als möglich entschuldigt worden, weil diese wußte, daß Camilla es in den Tod nicht leiden konnte, wenn man sie bei ihren Arbeiten störte.

Während Camilla die Fremden begrüßte, nahm Sedler einen Stuhl und stellte ihn leise hinter sie, welche, achtlos des geleisteten Dienstes, davon Gebrauch machte,

während Susanne und Nolting einander verstohlen lächelnd ansahen und selbst Frau von Recken sich nicht enthalten konnte, nach Susannen hinüberzuschauen. Diese hatte es nämlich in ihrem Uebermuthe dem Candidaten vor kurzem ganz ebenso gemacht; sie hatte ihm einen Stuhl herbeigeholt und ihn zum Sitzen eingeladen und nachher behauptet, so curire man die Unaufmerksamen. Und in der That war dem Arglosen dies so freundlich und liebenswürdig erschienen, man erzeigte ihm überhaupt so viele derartige Zuvorkommenheiten, daß er selbst achtsamer und gefälliger wurde.

Gegen Gäste übrigens, wenn sich solche, wie häufig der Fall war, auf dem Tannenhof befanden, zeigte Sedler immer noch seine alte Zurückhaltung. Er pflegte dann regelmäßig zu verschwinden, und wenn das auch heute nicht geschah, so wollte es doch der kleinen koketten Louise, einem hübschen Mädchen, durchaus nicht gelingen, mit ihm anzubinden. Obschon sie ihr Geplauder so viel wie möglich an ihn richtete, der ihr gegenübersaß, soviel sie ihn auch mit ihren hellbraunen Augen herausfordernd ansah, so sehr sie sich auch bemühte, ihre launigsten Einfälle zum Besten zu geben, es half Alles nichts. Der ernste Sedler schien für dieses leichte Geplänkel mit Witz und Scherz durchaus weder Sinn noch Verständniß zu haben und war statt dessen bald in eine ihn vollständig

absorbirende Unterhaltung mit Louisens Vater, dem Professor H., vertieft, wo er das schwere Geschütz seiner Gelehrsamkeit anwenden konnte.

„Es ist doch ein Jammer, daß der schöne Mensch so ennuyant ist", sagte Louise H., nachdem sie es gänzlich aufgegeben hatte, sich um Sedler ferner zu bemühen.

„Ich bitte Dich, Louise", sagte Camilla, betroffen über diese unumwundene Aeußerung und Susanne erschreckt anblickend, die ihrerseits nicht recht zu wissen schien, auf wen sie das Prädicat beziehen sollte.

„Ja, ja", fuhr Louise fort; „wie kann man sich nur in Damengesellschaft so betragen!"

„Sich so betragen? Du meinst doch nicht — wen meinst Du denn eigentlich?" fragte Camilla.

„Nun, den Candidaten meine ich, wen sonst?"

„Ah, den Candidaten! Und den nennst Du wirklich ennuyant?"

„Ja, ennuyant. Thut er nicht, als ob gar keine jungen Damen hier wären? Da steht er und schwatzt mit meinem Vater."

„Statt mit dem Töchterlein", fiel Susanne lachend ein.

„O, von mir ist nicht die Rede", entgegnete Louise, „aber ich meine, er sollte doch etwas mehr Rücksicht gegen die Töchter des Hauses nehmen und insofern

freilich auch gegen mich; es schickt sich doch nun einmal erstens, daß sich die Herren den Damen widmen, und zweitens, daß die Jugend sich zur Jugend hält."

„Nun, was uns betrifft", sagte Susanne, „wir beklagen uns nicht über ihn. Es ist wahr, er ist anders, wie andere Herren, aber bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften kann man einen kleinen Mangel übersehen."

„Ja, anders ist er wie Andere", sagte Camilla nachdrucksvoll und unwillkürlich haftete ihr Auge an Sedler.

„Und ich bin überzeugt", plauderte Louise weiter, „er könnte großes Glück bei den Damen machen. Ein schöner Mann!"

„Schön?" fragte Camilla.

„Ei, siehst Du das nicht?"

„Da muß ich Louisen Recht geben", sprach Susanne; „diese ebenmäßig stattliche Gestalt ist schön, der Kopf ist bedeutend."

„Er ist schön, sage ich. Du bist eine Braut, Susanne, Du darfst das vielleicht nicht geradezu sagen, aber, mein Gott, Camilla, sieh doch das Profil! Wir haben zu Hause einen Gypskopf, irgend einen alten Römer, glaube ich, vorstellend, er ist just so. Gerade solche Stirn und Nase, und das braune wellige Haar,

wie reizend! Und die Augen! Es ist nur zu bedauern, daß sie von einer Brille bedeckt sind."

„Mädchen, Mädchen!" sagte Susanne lachend und mit dem Finger drohend, „wie Du die Römerköpfe studirst!"

„Sonderbar!" sagte Camilla leise.

„Wie so sonderbar? Was ist da sonderbar? Ich habe meine Augen zum Sehen bekommen und sehe gar nicht ein, warum ich sie nicht gebrauchen sollte."

„Das meine ich nicht, Louise", entgegnete Camilla. „Ich meine nur, es ist sonderbar, daß ich das nicht früher sah, denn Du hast Recht." Und als wäre ihr Sedler eine neue Erscheinung, ruhte ihr Auge unverwandt auf ihm.

„Höchst sonderbar, das ist gewiß, aber es kommt davon, Camilla, wenn man immer in höhern Regionen lebt."

Louise hatte zuweilen so etwas über Camilla reden hören, was ihr auch höchst sonderbar erschien, denn sie bekümmerte sich ganz gewiß nicht um höhere Regionen.

Der Abend verging übrigens, ohne daß Louise die Satisfaction hatte, von Sedler irgendwie berücksichtigt zu werden, denn dieser blieb mit dem Professor fortwährend in der lebhaftesten Conversation. Camilla hatte

sich still den Herren genähert, zog sich aber auch nach einiger Zeit wieder zurück, denn diese gründliche Erörterung über vergleichende Sprachforschung erschien ihr doch gar zu trocken, da sie nichts von der Sache verstand. Dies Analysiren, dies gleichsam anatomische Zerlegen war überhaupt nicht nach ihrem Geschmack. „Das ist für die Pedanten", meinte sie und wunderte sich nur, daß auch Onkel Franz so lebhaft an der Debatte Theil nahm, ärgerte sich aber zugleich, indem ihr das ein neuer Beweis war, daß der Regierungsrath es noch lange nicht für angemessen hielt, mit ihr von all den Dingen zu reden, die Gegenstand seines Studiums waren.

Das Professortöchterlein war wenig erbaut davon, daß ihr Vater Sedler dringend einlud, ihn zu besuchen.

„Um den Isegrimm beneid' ich Euch nicht", sprach sie; „nein, meinetwegen kann er zu Hause bleiben. Da lob' ich mir Herrn von Burgfeld, das ist doch ein ganz anderer Mann."

Um Camillens Lippen zuckte es leise wie Hohn, als sie wiederholte: „Ja, ein ganz anderer Mann", und — sonderbar — Susannen war dieser Vergleich, das Lob aus diesem Munde nicht angenehm.

Als die Gäste fort waren, blieben die Hausbewohner noch eine Weile bei einander. Sedler war in auf-

geweckter Stimmung und erwies sich sehr unterhaltend. Er kam dazu, den Damen aus seiner Kindheit, von seiner Heimat zu erzählen, was noch nie geschehen war. Er hatte noch nie seine persönlichen Angelegenheiten in diesen häuslichen Kreis gezogen; nun geschah es, ohne daß er darüber reflectirte, und natürlich trat er dadurch der Familie näher.

Er schilderte den Contrast des Lebens in Erlendorf und desjenigen auf dem Tannenhof; den engen Lebenshorizont dort und zugleich den Reichthum an Freuden, der dennoch in der Heimat das Leben des Knaben beglückt hatte, Freuden naiver und naturwüchsiger Art, wie sie der Städter nicht kennt, weil keine Erdbeeren und Waldbeeren in seinen Straßen, keine Kirschbäume in seinen Höfen wachsen, weil keine Fische in den Gossen schwimmen und keine Heuschober in den Miniaturgärtchen aufgethürmt werden.

„Der Dorfjunge macht Alles mit", sagte Sedler, „nimmt an allen Arbeiten Theil, die in regelmäßigem Verlauf Jahr um Jahr wiederkehren. Man weiß von Allem Bescheid, und heute noch verstehe ich mich ebenso gut aufs Zwetschentrocknen und Flachshecheln wie aufs Pflügen und Säen."

„Ein moderner Hercules!" warf Nolting lachend ein.

„Ja wohl", erwiderte Sedler, „nur habe ich mein

Lebtage keinen Faden spinnen können, und so oft ich auch hinter meiner Mutter Rücken am Spinnrad herumarbeitete — es war mir gar zu verlockend, dies Schnurren und Surren — jedesmal riß ich ihr den Faden entzwei und brachte durch mein hastiges Treten die Maschine in Unordnung. Ich bin mehr als einmal dafür ohne Abendbrod zu Bett geschickt worden."

„Kamen niemals Fremde in Ihr Dorf?" fragte Camilla.

„O ja! Im Posthause ist eine Schenke und eine Logirstube und diese wurde zuweilen von Musterreitern auf eine Nacht benutzt."

„Nun", sagte Camilla lachend, „das brachte gerade keine große Abwechslung in Ihr Haus. Ich meine im Pfarrhause, gab es da nie Besuch?"

„Ja, ziemlich oft; Candidaten, die für meinen Vater die Predigt hielten, meist die langweiligsten Subjecte von der Welt. Zuweilen auch ein Herr Bruder oder eine Frau Schwester, aber das interessirte mich nur insofern, als gewöhnlich etwas Extragutes auf den Tisch kam und mein Vater die Unterrichtsstunden aussetzen mußte. Ich schlug dann einen Purzelbaum im Gefühl meiner Freiheit und kein Mensch im Hause bekam mich wieder zu sehen, bis die Glocke Mittag läutete. Dann war ich sehr prompt bei der Hand."

„Da schwärmten Sie gewiß über Berg und Thal."

„Und machten Verse, meint meine Nichte", ergänzte der Regierungsrath spottend.

Camilla warf dem Onkel einen strafenden Blick zu.

„Leider Gottes nicht", antwortete Sedler. „Ich studirte die Natur auf reellere Art. Kein Junge im Dorfe wußte so die Nüsse aufzufinden wie ich, keiner brachte so viel Krebse nach Hause, und was Schneemänner, Rutschbahnen, Schlittschuhlaufen und dergleichen betrifft, da war ich Hauptbahn im Dorfe."

„Als Pastorssohn", meinte Frau von Recken, „waren Sie das übrigens wohl ohnedies?"

„Allerdings, ich repräsentirte bei der Jugend die Aristokratie des Dorfes. Pastors Rudolf bildete sich nicht wenig darauf ein."

„Rudolf heißen Sie?" fragte Camilla.

„Ja, Rudolf."

„Sie gewinnen um zwanzig Procent durch diesen schönen, ritterlichen Namen", sagte der Regierungsrath mit angenommenem Ernste, „denn Sie müssen wissen, wir sehen im Namen eine tiefe Bedeutung."

„So? Nun, ich bin unschuldig an dem Namen, eigentlich meine Aeltern auch, es hat damit eine eigene Bewandtniß."

„Eine eigene Bewandtniß?" fragten die Damen.

„Ja", antwortete Sedler und lehnte sich lächelnd in dem Sessel zurück, in dem er saß; er hatte es längst aufgegeben, seine gerade Haltung im Familienzimmer zu behaupten.

„Nur heraus damit!" drängte Nolting. „Sehen Sie diese gespannten Gesichter!"

„Ja, ja, wir sind neugierig", sprach Frau von Recken, indem sie innehielt mit dem Maschenzählen an ihrem Strickzeug, „aber glauben Sie nur, mein Bruder möchte um keinen Preis jetzt das Zimmer verlassen, um die Aufklärung Ihrer Andeutungen zu versäumen."

„Ums Himmelswillen", sagte Sedler, „denken Sie sich nur nichts Mystisches! Es ist einfach meine Pathin, die auf diesem Namen bestanden hat."

„Wer war denn diese Pathin?" fragte Susanne.

„Eine schöne junge Dame, soweit ich mich ihrer erinnere und soweit ich nach dem Portrait schließen darf, das in dem erlendorfer Pastorat im Staatszimmer hängt. Sie war eine ehemalige Schülerin meines Vaters aus seiner Hauslehrerzeit und lebte in unserem Hause, als ich geboren wurde. Als ich vier oder fünf Jahre alt war, verließ sie uns, und ich glaube, es war zum Glück für mich, denn sie verwöhnte und verweichlichte mich; meine Mutter freilich klagte oft, daß ich erst seitdem ein so wilder Kamerad geworden."

„Wie hieß denn die Dame?“

„Sie wurde von meinen Aeltern kurzweg Ulrike, von mir Tante Ulrike genannt, darum führe ich auch noch den Namen Ulrich.“

„Ulrich Rudolf Sedler, Pfarrerssohn von Erlendorf“, sagte Nolting mit Pathos.

Der Candidat lachte.

„Haben Sie nie wieder von Tante Ulrike gehört?“ fragte Susanne.

„Gewiß, sie blieb mit meinen Aeltern in Correspondenz, ist aber nun schon lange todt. Wiedergesehen habe ich sie nicht.“

„So!“ sagte Camilla etwas gedehnt. Sie war nicht abgeneigt gewesen, irgend eine geheimnißvolle, abenteuerliche Geschichte an diese Tante Ulrike zu knüpfen, die vielleicht eines Tages erscheinen und Gott weiß, welchen Einfluß auf das Schicksal ihres Pathen ausüben würde. Nun war sie aber todt, und natürlich zerfielen alle Vermuthungen in nichts.

Frau von Recken mahnte, zur Ruhe zu gehen, und entfernte sich mit den jungen Damen, während die Herren erst noch eine Cigarre rauchten und dann ebenfalls ihre Zimmer aufsuchten.

Sechstes Kapitel.

Schöne Augen.

Sedler hatte die üble Gewohnheit, abends im Bett zu lesen, und zu diesem Zweck nahm er sein Licht und ging in die Bibliothek, um sich von dort ein Buch zu holen, das er den Abend vorher hatte liegen lassen. Lebendig trat ihm die Begegnung mit Camilla vor die Augen, und unwillkürlich fielen seine Blicke auf die Stelle, wo er sie hatte sitzen sehen. Sonderbar! Da lag auf dem kleinen Tische das Buch, das er ihr zu lesen gegeben hatte; meinte er doch gesehen zu haben, wie sie mit demselben hinausging. Er mußte sich aber wohl geirrt und Camilla das Buch vergessen haben. Er nahm es in die Hand und schlug es auf, wie um sich zu vergewissern, daß es auch das rechte sei. Es fielen beschriebene Blätter heraus und auf den Boden.

Der Candidat bückte sich, um sie aufzuheben.

Seine Handschrift war das nicht, er kannte sie auch nicht; es war offenbar die einer Dame.

„Sie können nur von ihr herrühren“, dachte Sedler und faltete die Blätter auseinander. Es waren diejenigen, welche Camilla selbigen Nachmittags in ihrem Schöpfungsdrang geschrieben und dann sammt dem Buch hierher in die Bibliothek gebracht hatte. Sie setzte voraus, daß Sedler sie finden würde, und hatte den Wunsch dabei, sich auf diese Weise mit ihm in einen gewissen geistigen Rapport zu setzen, den Wunsch, daß er ihr die nöthigen Handlangerdienste leiste und sie auf der beschrittenen Bahn fördern helfe.

Sedler nahm die Papiere, und ein Roth der Ueberraschung überflog seine Züge. Nur einen Moment schwankte er, ob er sie lesen solle; bei aller Bescheidenheit konnte er sich doch nicht verhehlen, daß die Blätter absichtlich, daß sie für ihn hierher gebracht worden seien. Diese Beziehung zu einem weiblichen Wesen hatte etwas Beunruhigendes für ihn, aber es war etwas seltsam Angenehmes in dieser Unruhe, und er konnte nicht gleich mit rechter Aufmerksamkeit die Blätter lesen, so verwundert, so erfreut war er, daß sie überhaupt da und für ihn da waren.

Als er ausgekleidet war, setzte er die Lampe neben sein Bett und begann nun, nachdem er sich niedergelegt, die Lectüre noch einmal.

Er staunte in der That. Die Art, wie Camilla den

Stoff, den ernsten und scheinbar schwer zu handhabenden, behandelt hatte, war vielleicht eine spielende zu nennen, eine geistvolle aber jedenfalls.

In kühnen Gedankensprüngen ging sie um das Thema herum, beleuchtete es blitzartig, regte sich und den Leser zu immer neuen Folgerungen an und gelangte dennoch nicht in die Tiefe; dabei war die Sprache elegant und fließend, und der Candidat erkannte, daß er dieser Art von Gewandtheit so wenig fähig sei wie der spielenden Conversation. Ein hochmüthiger Gelehrter hätte das Geschreibsel vielleicht verächtlich beiseite geworfen, Sedler aber, obgleich vollkommen im Stande, den Maßstab der strengen Logik anzulegen — ein Maßstab, den das Opus allerdings nicht ertrug — war geneigt, dasselbe zu überschätzen, sich von dem hin und wieder rhapsodischen Erguß blenden zu lassen, vielleicht gerade, weil ihm eine derartige Production vollständig fremd war.

Es kann aber auch sein, daß zu allermeist die schönen blitzenden Augen der Schreiberin das Urtheil bestachen. Wenn man an solche Augen denkt, wie kann man hart richten? Man meint ja immer den Augen wehe zu thun. Es ist merkwürdig, daß schwarze Augen an Diamanten erinnern können; auch Sedler erging es so. Er besaß eine Diamantnadel mit einem ein-

zigen großen Stein, von Tante Ulrike geerbt, welcher in seiner dunklen Fassung gerade so wie Camilla's Augen blitzte. Zuweilen wenigstens blitzten diese so. Zum Beispiel, wenn sie unter den langen Wimpern hervor dem Onkel einen ihrer stolzen Blicke zuschleuderte, oder wenn sie die Schwester, das einzige Wesen, für das sie eine rechte Zärtlichkeit zu empfinden schien, liebevoll anblickte. Aber sie konnten auch recht ernst und düster aussehen, diese Augen. Und wenn sie gesenkt waren und die langen dunklen Wimpern auf den frischen rothen Wangen ruhten — denn Camilla hatte zu ihrem Leidwesen in der Regel frische rothe Wangen — so war das Gesicht fast noch schöner als sonst, und es war merkwürdig, wie man ordentlich erschrecken konnte, wenn sich die Wimpern unversehens hoben und dann die bewußten Sterne einem bis ins Herz hineinzublicken schienen.

Sedler träumte von diesen Augen und dachte, als er aufwachte, zuerst an diese Augen und wünschte doch, daß die Glocke zum Frühstück noch nicht läuten möge, damit er ihnen nicht so bald begegne. Sie läutete aber gerade sehr bald, denn Sedler hatte lange geschlafen, und trotzdem, daß er eben noch den Moment gern verzögert hätte, ging er nun mit einiger Hast hinunter.

Die jungen Damen waren schon im Zimmer, und wenn Sedler gespannt war, wie eine Begegnung mit

Camilla ablaufen würde, so entsprach die Wirklichkeit seinen Voraussetzungen nicht, denn Camilla grüßte ihn so kühl, so ganz alltäglich, als ob nichts, auch gar nichts Besonderes passirt wäre, und doch war dem Candidaten in seinem ganzen Lebenslauf von dreiundzwanzig Jahren so etwas oder etwas Aehnliches noch nicht vorgekommen. Die Unterhaltung war eine heitere, aber ganz gleichgültige. Camilla nahm in der gelassensten Weise von der Welt daran Theil, während Sedler, ziemlich betroffen, schweigend den edlen Morgentrank schlürfte. Dann ging der Regierungsrath zur Stadt, und Sedler begann seine Stunden.

So vergingen einige Tage, bis zum Sonntag, wo mehrere Gäste zu Tische gebeten waren. Camilla hatte es übernommen, die Plätze zu ordnen, und als Sedler die alte Dame, der er nothgedrungen seinen Arm geboten, weil er und sie schließlich allein in dem Empfangszimmer übrig geblieben waren, an ihren Platz geleitet, fand er nur noch einen einzigen Stuhl im Kreise unbesetzt. Er trat näher hinzu und sah, daß die Karte, welche auf der feinen Damastserviette lag, seinen Namen trug. Also zog er den Stuhl zurück und setzte sich neben Camilla, die ihn mit einem leisen, diesmal etwas bedeutungsvollen Neigen des Hauptes als Tischnachbar begrüßte.

Die Suppe wurde von beiden Seiten schweigend

verzehrt, nur erwiderte Camilla die allgemeinen Redensarten des Nachbars zu ihrer Rechten mit einigen andern Redensarten. Dann wandte sie sich wie mit einem raschen Entschlusse ihrem andern Nachbar zu und fragte:

„Haben Sie meinen Aufsatz gefunden?"

„Ja, ich fand ihn", antwortete Sedler.

„Und gelesen?"

„Sollte ich etwa nicht?"

„Im Gegentheil, ich wünschte es."

„Nun, ich las ihn."

„So werden Sie mir Ihr Urtheil nicht vorenthalten."

„Fräulein, ich war so erstaunt, ich bewunderte so sehr —"

„Ei, ei, ich hoffte von Ihnen nicht mit Complimenten abgespeist zu werden."

Der Candidat verwahrte sich allen Ernstes gegen eine solche Absicht und sprach sich dann in seinem Lobe so ehrlich aus — indem er sich zugleich mit Fisch bediente — daß Camilla in der That nicht Grund hatte, an dem zu zweifeln, was sie ohnedies gern glaubte.

„Wollten Sie mir nicht auch etwas von der Sauce zukommen lassen?" sprach sie dann lächelnd.

„Ah, verzeihen Sie!" rief Sedler bestürzt und nahm hastig die Schale auf, die er dicht vor sich hingesetzt, nachdem er selbst genommen. „Ich war in Gedanken."

„Und dann bitte ich mir auch das Buch wieder aus sammt der Einlage", fuhr Camilla fort.

„Ich hätte Ihnen Beides schon längst zurückgestellt", entgegnete der Candidat, wenn ich nicht gefürchtet, Sie wollten von der Sache nicht geredet haben."

„Nun", meinte Camilla, „ich kann es mir ja vom selben Platze wiederholen, wo ich es für Sie hingelegt hatte. Ich selbst oder auch Susanne."

„Wie Sie befehlen, Fräulein."

„Und wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen dann zuweilen irgend eine Arbeit von mir einreichen."

„O Fräulein, es wird für mich von dem höchsten Interesse sein."

„Aber wissen Sie", fragte Camilla scherzend, daß Sie damit ein neues Amt übernehmen?"

„Ein neues Amt — wie so?"

„Hofmeister der Knaben waren Sie bisher nur, dann sind Sie auch Hofmeister einer erwachsenen Schülerin, und bedenken Sie, welche neue Mühe, welche neue Verpflichtung!"

„O, das macht mir gar keine Mühe", versicherte Sedler; „bitte, reden Sie nicht davon, ich thue es sehr gern."

Wie gern, das behielt Sedler für sich, aber vielleicht ahnte es Camilla doch, trotzdem daß sie bei dem

Gedanken lächelte, wie überschwänglich sich Mancher an des Candidaten Stelle ausgedrückt haben würde.

Die bisherige Unterhaltung der Beiden war natürlich unbeachtet von der übrigen Tischgesellschaft vor sich gegangen; hatte Jeder doch genug zu thun, um in passender Weise den Faden seiner eigenen Conversation abzuhaspeln. Uebrigens hatte Camilla die Vorsicht gebraucht, Onkel Franz, den allein Gefürchteten, in einiger Entfernung von sich an dieselbe Seite des Tisches zu placiren, sodaß sie vor seinen Augen und Ohren sicher war.

Jetzt hatte Camilla erreicht, was sie wollte, hatte mit dem Candidaten die nöthige Verabredung getroffen; sie hatte nun wieder eine Thätigkeit, ein Ziel, eine Wirksamkeit und konnte nebenher das Einerlei des Alltagslebens ertragen.

An ihre Dichterperiode mochte sie sich natürlich nicht gern erinnern. Wie viel realer und gewichtiger war ihr jetziges Streben! Es war ein würdiges Fundament zu Studien aller Art, die sich daran knüpfen sollten, und in ferner Perspective sah Camilla — ah, was sah sie nicht Alles! Nicht mehr Korinna auf dem Capitol, aber die Frau der Gesellschaft, um die sich die Ersten und Besten ihrer Zeit drängten und der es vorbehalten sein sollte, der Welt, der Geschichte zu zeigen,

was das Weib vermag, wie seine hohe Bedeutung sich offenbare.

Und was die Gefahr betrifft, in die sie dem Poeten Wolfgang Rittersporn gegenüber gestürzt, so fühlte sich Camilla, wie sie glaubte, vor jeder Anfechtung in dieser Beziehung sicher; der Candidat — nein, zum Verlieben war er nicht.

„Es ist wirklich wahr, er ist ein schöner Mann, Louise hat Recht", hatte sich Camilla gesagt, „aber wie er sein besseres Selbst nicht zur Geltung zu bringen weiß, so erkennt man auch kaum seine äußere Person an." Und dann war und blieb Sedler doch nun einmal der Hauslehrer, und mochte Fräulein Camilla noch so frei von Vorurtheilen sich glauben und sein, so dachte sie doch eben nicht daran, daß der Verkehr mit dem Candidaten für ihr Herz von der mindesten Gefahr sein könnte. Ob für Sedler? Die Frage legte sie sich gar nicht vor. Der könne nicht lieben, hatte sie einmal steif und fest gegen Susanne behauptet.

Sie hatte sich den Spaß gemacht, an seine andere Seite heute das lebenslustige Professortöchterlein zu setzen, und knüpfte jetzt mit dieser vor Sedler vorbei eine Unterhaltung an, in welche sie ihn hineinzuziehen wußte, um ihn dann allein mit der plauderhaften Dame stecken zu lassen, indem sie sich nach dem Tischnachbar

an der andern Seite wandte und scheinbar für nichts Augen und Ohren hatte, als für dessen Fadaisen. Sedler war in Verzweiflung. Louise war ein weibliches Individuum von der Sorte, wie er sie früher wohl gekannt und die er geflohen hatte als seine schlimmsten Feinde. Ihnen gegenüber fehlten ihm alle Waffen, wußte er sich durchaus nicht zu helfen. Er blickte hülfesuchend umher und begegnete Susannens Augen, die lächelnd verriethen, wie ausdrucksvoll die Geberde war, mit der er sich durchs Haar fuhr und sich auf seinem Stuhl hin und her bewegte, als ob er die Möglichkeit erwäge, aufzustehen und zu entfliehen.

Sie warf ihm schräg über den Tisch ein paar Worte zu, und Fräulein Louise mitten im Satze unterbrechend, klammerte sich Sedler mit einem dankbaren Blicke daran und entwickelte nun plötzlich eine solche Volubilität der Zunge, daß Louise, im höchsten Grade indignirt über den ihr gegenüber so einsilbigen Candidaten, ihm möglichst den Rücken zuwandte.

Nun war Sedler zufrieden und lehnte sich mit einem tiefen Athemzuge in den Stuhl zurück. Da saß er wie eingeschlossen oder ausgeschlossen von den jungen Damen; links die feinen, etwas magern Schultern von Fräulein Louise, rechts Camilla's prachtvoller Nacken, der dicht am Saum des weißen Kleides zwei Grübchen sehen ließ.

Sedler's bewundernder Blick ruhte auf diesem Nacken, auf den zwei reizende Löckchen an den Haarwurzeln einen leisen Schatten warfen. Er ertappte sich auf dem kindischen Gelüste, diese Löckchen um seinen kleinen Finger zu wickeln; was Wunder also, daß er etwas erschrak, als Camilla sich plötzlich umkehrte und noch dazu einen ihrer Diamantblitze schleuderte und zwar diesmal muthwilliger Art.

„Sie unterhalten ja Ihre Nachbarin ganz ausgezeichnet", sagte sie leise und lachend.

„Weiß Gott, ich bin nicht im Stande, ich habe mein Bestes gethan", antwortete Sedler.

„Nun, ich meinte es gut mit Ihnen."

„Gott, Fräulein, wie konnten Sie mir das thun!"

„Ei, Herr Candidat, ich werde augenblicklich meinen Platz wechseln, wenn Sie mit dem Ihrigen nicht zufrieden sind."

„O Fräulein Camilla, Sie glauben nicht, daß ich das habe sagen wollen, Sie wissen das besser. Sie — Sie — wenn ich neben Ihnen sitze — ich sitze sehr gern neben Ihnen", entgegnete Sedler ungewöhnlich lebhaft, trotz seines Stockens.

„Danke' für das Compliment", lachte Camilla, aber ihr Lachen war nicht ganz unbefangen, denn aus Sedler's Augen hatte sie ebenfalls ein Blitz getroffen, der ihr

wirklich überraschend kam. Ob er ihr schmeichelhaft war, ob er ihr Unbehagen verursachte, mochte sie im Augenblick wohl selbst nicht wissen. Aber sie redete ferner nur in gemessener Weise mit ihm und wußte es dahin zu bringen, daß die Unterhaltung um sie herum mehr allgemein wurde, sodaß das Tête-à-Tête, in welchem man sich leicht bei einer zahlreichen Tischgesellschaft mit dem Nachbar befindet, aufhörte.

Nach dem Essen segelte der Professor H. direct auf Sedler zu, und es währte nicht lange, so waren die Beiden, unbekümmert um die übrige Gesellschaft, alsbald in ein so gelehrtes Gespräch vertieft, daß sich auch um sie Niemand kümmerte, selbst Nolting nicht, der es vorzog, bei den Damen zu bleiben.

„Sie haben da einen Schatz von einem Hauslehrer", sagte nachher der Professor zu der Frau vom Hause.

„Ja, ja, es ist so", bestätigte diese.

„Eigentlich viel zu gut für einen solchen Posten."

„Nun, was das betrifft, zu gut ist mir nichts für meine Söhne."

„O gnädige Frau, da haben Sie Recht, aber — aber, sehen Sie, der Wirkungskreis ist zu klein, ist zu beschränkt. In dem Menschen steckt etwas — und noch so jung! Er könnte der Welt etwas leisten, wenn er auf einem andern Platze stände."

„Sie meinen auf der Kanzel?"

„Kanzel? Gott bewahre! Ich hoffe doch nicht, daß der Mensch daran denkt?"

„Bestimmtes weiß ich nicht", antwortete Frau von Recken achselzuckend.

„Eine Versündigung wäre es, eine Versündigung, ihn sich als Papst in so einem Bauernneste auch nur zu denken", sagte der Professor fast entrüstet.

„Nun, Herr Professor, es gibt ja auch städtische Gemeinden."

„Nein, nein, Alles nichts! Die Kirche darf ihn nicht in Banden schlagen, es kann nicht sein, daß er daran denkt! Ich muß das wissen."

Und unhöflich in seinem Eifer, ließ der Professor Frau von Recken stehen und suchte wiederum den Candidaten auf, der in einem Nebenzimmer ganz allein mit einem Briefe am Fenster stand. Es war ein Brief aus Erlendorf, dessen Ankunft vorhin die gelehrte Unterhaltung unterbrochen hatte. Sedler war, um ihn zu lesen, dicht an das Fenster getreten, denn es dunkelte bereits; nun stand er da, mit der Rechten an das Gesims gelehnt, den Brief noch in der herabhängenden Linken, offenbar in Gedanken vertieft.

„Darf man stören?" fragte H. und trat näher.

„O, ich bin zu Ende", sagte Sedler, indem er den

Brief in seine Brusttasche schob und zugleich sich anstrengte, seiner fast erloschenen Cigarre wieder Dampfwolken abzugewinnen.

„Ei, ei, wenn man das Ding da vergißt", sagte der Professor lachend, „so müssen die Gedanken sehr in Anspruch genommen worden sein."

„Es ist auch so", antwortete Sedler; „ein Brief von meinen Aeltern."

„Von den Aeltern! Ich dachte, vielleicht von der Liebsten."

„Ei, das sind meine Liebsten, Herr Professor", scherzte Sedler, „aber diesmal ist es doch etwas Besonderes mit dem Briefe."

„So, so, etwas Besonderes."

„Ich werde im kommenden Monat vierundzwanzig Jahre alt", fuhr Sedler fort. „Nun hat mein Vater immer schon gewünscht, daß ich dann zum Besuche nach Hause kommen möchte, diesmal aber spricht er so entschieden davon, daß ich wohl Urlaub nehmen muß."

„Na, das ist ja recht angenehm."

„Ja, das ist es auch; es muß aber etwas dahinter stecken."

„Wohinter?"

„Hinter meiner Aeltern Wunsch, mich gerade an dem Tage dort zu haben. Ich war erst in Erlen-

dorf, bevor ich hier eintraf; das ist noch kein halbes Jahr her."

„Nun, alte Leute haben oft so ihre aparten Wünsche", meinte der Professor.

„Nein, nein, Gründe müssen da sein", entgegnete Sedler. „Mein Vater macht mir einige geheimnißvolle Andeutungen von einer angenehmen Ueberraschung, von einem sehr wichtigen Moment meines Lebens, die ich mir nicht recht erklären kann."

„Aber was denken Sie sich denn?"

Sedler zuckte mit den Achseln.

„Haben Sie keine Vermuthung?" fragte der Professor weiter.

„Wenn es nicht irgend eine Pfarre betrifft, so weiß ich es nicht. Am Ende hat mein Vater gar den unglückseligen Einfall, die seinige aufgeben und mich an die Stelle schieben zu wollen."

„Halt, junger Freund, über den Punkt wollte ich just mit Ihnen reden; aber nehmen wir dabei Platz", sagte der Professor und steuerte auf einen Eckdiwan zu, vor welchem eben eine große Astrallampe angezündet worden war.

Aus dem Zimmer nebenan drangen Töne von Klavier und Gesang herüber oder auch ab und zu die lauter werdenden Stimmen der sich Unterhaltenden. Zuweilen

schaute einer aus der Gesellschaft in das Kabinet hinein, Niemand aber fühlte sich berufen, die Schwelle wirklich zu überschreiten und eine Unterhaltung zu stören, die beide Theile so lebhaft in Anspruch nahm, daß sie keinen der Spähenden gewahrten. Selbst Camilla bemerkte keiner, als sie eine Weile, von Licht umflossen, an dem Eingang stand, ihr dunkles Auge nachdenklich auf dem jüngern der Beiden ruhen ließ und ihn mit einer Lebendigkeit reden, selbst gestikuliren sah, die wohl im Stande war, sie auf den Gegenstand der Unterhaltung neugierig zu machen.

Eine Stunde nachher, als die Gäste aufbrachen, saßen die Beiden noch da, und beim Abschiede schüttelten sie sich so herzlich die Hände wie alte, langjährige Freunde oder auch wie Vater und Sohn.

„Eine sehr angenehme Gesellschaft", sagte der Professor beim Weggehen zu Frau von Recken; „ja, ja, ich sage es immer: die beste Gesellschaft findet man auf dem Tannenhof."

„Herr Sedler, das Compliment gilt Ihnen", erwiderte jene lachend; „ich glaube, kaum gesehen hat der Herr Professor Jemand anders."

„O gnädige Frau, halten Sie mich für einen Barbaren? Nicht nur Jemand habe ich gesehen, sondern auch etwas und zwar die schönste Hand von der Welt",

versetzte der Professor und küßte galant die feinen Finger der Wirthin.

„Gut aus der Affaire gezogen, Herr Professor!“ sagte Frau von Recken; „dafür muß ich Ihnen ja wohl verzeihen.“

„Wie kann man so überspringen!“ dachte Sedler, als er den Professor so plötzlich den Mann von Welt hervorkehren sah. Er war das nicht im Stande. Die Unterhaltung mußte ihn aufgeregt haben, denn sein Gesicht war röther als sonst, und ohne weiter zu sprechen, empfahl er sich, als ob er einer der Gäste gewesen wäre.

Siebentes Kapitel.

Die Reise in die Heimat.

Der Winter trat in diesem Jahre fast plötzlich ein, und sobald man das Bedürfniß fühlte zu heizen, fand auf dem Tannenhof eine Art von Wohnungswechsel statt. Man verließ den Gartensalon; die Polstermöbel wurden ausgeklopft, die Gardinen daselbst abgenommen, die Läden verschlossen, um sie erst den warmen Strahlen des kommenden Frühlings dauernd wieder zu öffnen.

Der Mensch liebt die Veränderung; und wenn der Umzug in den Winter hinein für die Familie Recken auch gerade nicht ein Freudenfest war, so schienen doch alle sich besonders wohl und heiter zu fühlen, als sie sich am Abend in einem kleinern und behaglicher eingerichteten Zimmer versammelten. Dem Auge, das so lange auf der weißen Glanztapete des Gartensalons geruht, that das dunkle Grün der Wände hier wohl, und während dort die ins Freie führende Thüre in den letzten kühlen Tagen den Zug eingelassen, schützten

hier Doppelfenster gegen dergleichen Unannehmlichkeiten nnd ward der Fuß von einem Teppich getragen, auf den alle Blumenpracht der Tropenwelt ausgegossen schien. Wie angenehm die leisen geräuschlosen Schritte, wie angenehm die Wärme, die nach einigen Stunden Einheizens in diesem beschränktern Raume sich erhalten hatte! Selbst der kleinere Tisch erschien angenehmer, denn er nöthigte die Gesellschaft, näher zusammen zu rücken, wodurch die Unterhaltung offenbar begünstigt wurde.

Nicht fehlen durfte dabei die Theemaschine, und gerade weil man bürgerlich oder ländlich genug war, im Sommer diesen chinesischen Trank zu verbannen, schmeckte er heute so merkwürdig gut; es sei denn, daß Susanne, welche mit ihren kleinen weißen Händen den Thee eigenhändig bereitete, ein besonderes Surrogat genommen, das die ganze Gesellschaft in ihrem Urtheil bestach.

Es schien auch, als ob Niemand am heutigen Abend habe fehlen wollen, denn sowohl Onkel Franz als auch der Bräutigam waren gekommen, und Sedler blieb natürlich bei der Gesellschaft.

Daß der Regierungsrath so oft, manchmal tagelang hintereinander auf dem Tannenhof erschien, war überhaupt zu verwundern, zu verwundern, daß er diesen Kreis den Clubs und Réunions der Stadt vorzog, zu verwundern, daß er Einladungen aller Art

ablehnte, um im Hause seiner Schwester den Platz in dem ihm gehörigen Sessel nicht leer zu lassen.

„Warum bist Du heute nicht auf den Ball gegangen?“ fragte ihn Susanne.

„Ich wollte bei meiner schönen Camilla sein“, erwiderte der Regierungsrath und neigte sich dabei so nahe zu seiner neben ihm sitzenden Nichte hin, daß diese für gut fand, ihren Stuhl einige Zoll weiter rechts zu schieben, wodurch sie auch zugleich dem unangenehmen Umstand abhalf, daß die Kugel der Lampe es ihr unmöglich machte, Sedler anzusehen; ist es ja doch höchst störend, wenn einer aus der Gesellschaft so gleichsam vor uns versteckt ist.

Camilla hatte nicht sobald mit ihrem Stuhl das Manöver gemacht, als der Regierungsrath ihrem Beispiel folgte und dem seinigen wieder scherzend Susanne, dann Burgfeld und endlich einer der Knaben zum allgemeinen Ergötzen der Gesellschaft. Selbst Camilla mußte lachen und lachte ebenfalls, als Sedler nicht auch rücken wollte, sondern mit einem Lächeln, das sagen zu wollen schien: Wie kann man so kindisch sein? die Zumuthung zurückwies. In Wahrheit aber hatte er nicht Lust, die freie Aussicht auf sein vis-à-vis wieder durch die Lampe zu verlieren, wie Camilla aus dem unwillkürlichen, flüchtigen Blick errieth, den der Candidat zu ihr hinüber-

warf. Kein Mensch dachte aber an ein solches Motiv, und man ließ den Scherz fallen, weil man den ernsthaften Menschen doch nicht zwingen konnte, darauf einzugehen.

Camilla, das schöne, das geistvolle und das reiche Mädchen, war zu sehr an Huldigungen von seiten der Männerwelt gewöhnt, um einen sonderlichen Triumph über die Spuren des Eindrucks, den sie auf Sedler gemacht, zu empfinden. Sie war nicht eitel und niemals geneigt, die Bedeutung einer Huldigung zu überschätzen. Sie nahm sie fast hin wie etwas sich von selbst Verstehendes, wie etwas Aeußerliches, Hergebrachtes, ohne viel darüber zu reflectiren, ob ihr irgend eine Auszeichnung widerfahre, ob sie einen Vorzug vor Andern ihres Geschlechts genieße. So war es ihr vielmehr auffallend gewesen, daß Sedler, im Gegensatz zu andern Männern, ihr einen schuldigen Tribut versagte, und mit einer Art von psychologischem Interesse, aber vollkommen kühl, verfolgte sie den Gang seiner Entwicklung zu einem salonfähigen Menschen, wozu auch sein Verhalten zu den Frauen gehörte.

Geschah es nun möglicherweise auch, daß Sedler tiefer berührt wurde von Camilla's Schönheit, von dem Zauber ihres eigenthümlichen Wesens, was ging es sie an? Was konnte sie dagegen thun? Sie war nicht

im Stande, ihn davor zu schützen, und nicht zu verlangen war es, daß sie jene Art geheimen Verkehrs mit ihm aufgeben sollte, der ihr von so großem Interesse nicht seiner Person, sondern der Sache wegen war.

So betrieb sie ihre Studien über Religionsgeschichte in der That mit großem Eifer, und als die Zeit herankam, wo Sedler wirklich auf einige Wochen nach Erlendorf abreiste, bedauerte sie dies aufrichtig, nahm sich aber vor, unterdeß riesenmäßig zu arbeiten, denn es lag ihr etwas an des Candidaten Meinung und Urtheil, und sie wollte ihn überraschen durch ihre Fortschritte.

Wirklich war sie bisher alle paar Tage einmal nach der Bibliothek hingewandert und hatte irgend eine schriftliche Abhandlung dort niedergelegt, um alsdann am selben Platz die vorhergehende mit Randbemerkungen von seiten des Candidaten wiederzufinden. Noch nie aber nach jenem einmaligen Zusammentreffen hatte Sedler sich die Freiheit genommen, in die Bibliothek einzutreten, wenn Camilla da war, obwohl er wußte, wenn das der Fall; er horchte darauf und trat regelmäßig gleich nach ihrem Weggange in das Gemach, um das Manuscript an sich zu nehmen.

„Es ist doch langweilig, daß er nun gerade auf Reisen gegangen ist, ich bin so gut im Zuge", dachte Camilla und setzte sich vor einen Stoß von Büchern hin,

indem sie aufs Gerathewohl ein sehr voluminöses Werk aufschlug und darin herumblätterte. Es schien ihr nicht recht zu behagen, es war zu trocken; sie schlug es zu und nahm ein anderes. Damit ging's besser. Sie las eine Viertelstunde lang und blickte dann nach Susannen hinüber, die ebenfalls las und zugleich ein feines weißes Strickzeug förderte.

„Was liest Du denn, Susanne?" fragte sie.

„Einen Roman", lautete die Antwort.

Camilla zuckte mit den Achseln und nahm ihr eigenes Buch wieder auf.

Nach einer Weile bemerkte Susanne, daß Camilla das Buch in den Schooß sinken ließ und, hintenüber gelehnt, müßig dasaß.

„Was liest Du denn, Camilla?"

„Ach, eine Biographie des heiligen Augustinus."

„Ich muß Dir sagen, diese Specialitäten zu wissen, finde ich doch schrecklich überflüssig", sagte Susanne.

„Das kommt auf den Begriff von überflüssig an", entgegnete Camilla.

„Nun, nach meinem Begriff. Mich interessirt die Biographie einer historischen oder wissenschaftlichen Größe zehnmal mehr als die eines Kalenderheiligen."

„An sich vielleicht", versetzte Camilla. „Man muß sich für Culturgeschichte überhaupt interessiren, sonst ver-

steht man gar nicht die Bedeutung einzelner Männer. Das Detail ist zum Verständniß des Ganzen nöthig."

„Mag sein, für mich ist das nichts", sagte Susanne. „Amüsanter ist freilich ein Roman."

„Ich behaupte, auch lehrreicher."

„Das ist lächerlich, Susanne."

„Für mich ist ein guter Roman lehrreicher als die Biographien aller Heiligen. Es ist ein todtes, abgestorbenes Leben, in das Du Dich bemühst einzudringen, hier finde ich die Realität abgespiegelt" — und dabei legte Susanne die Hand auf ihr Buch — „und öfters die Resultate einer Beobachtung, eines Studiums der Menschen und der Verhältnisse, die ganz gewiß für den Leser von Nutzen sind."

„Nein, nein", versetzte Camilla, „ich lese einen Roman, wenn ich mich amüsiren will; aber ich möchte mich wohl amüsiren, Serella, ich bin müde und abgespannt. Laß uns etwas zusammen lesen."

„Von Herzen gern; ich bin noch nicht weit in diesem Buche, soll ich Dir den Anfang erzählen? Oder wollen wir ein anderes zusammen anfangen?"

„Nein, nein, erzähle nur."

Und Susanne erzählte.

„Wie gut sie spricht!" dachte Camilla und folgte aufmerksam Susannens Worten.

So kam es, daß Camilla ins Romanlesen gerieth. Das Buch war höchst spannend, und die Schwestern benutzten jeden Augenblick, der sie nicht im Familienzimmer festhielt, um zu Ende zu gelangen. Besonders aber war es Camilla, die immer antrieb und es gar reizend fand, bequem auf einem Diwan ruhend Susannen zuzuhören.

„Ich bin müde", sagte diese abends spät, „ich kann nicht mehr, Camilla. Laß uns morgen das Ende lesen."

„O nein! Was müde! Wer kann so lange warten? Ich nicht, Serella; schlafe Du nur, aber ich muß wissen, wie die Geschichte endet. Gib her!"

„Hübscher wär's doch, wenn wir morgen das Ende zusammen läsen", remonstrirte Susanne.

„Lieber Engel, es geht wahrlich nicht, ich schliefe die ganze Nacht nicht. Du weißt, wenn ich mich einmal für etwas interessire, so bin ich mit Leib und Seele dabei."

Und schon hatte sie das Buch in Händen, die Lampe näher geschoben und las, während Susanne sich ruhig niederlegte. Camilla folgte erst dann ihrem Beispiele, als sie das Ende des aufregenden Romans verschlungen und als sie über das Schicksal des Helden Gewißheit erlangt hatte. Dieser hatte sie mehrfach an Sedler erinnert, und so kam es wohl, daß sie mit dem Gedanken an ihn sich niederlegte und sich vorzustellen

suchte, wie es wäre, wenn auch ihn eine hohe, edle Liebe beglückte.

Ob der Candidat wohl oft an den Tannenhof dachte? Ohne Zweifel. Recht wohl hatte Camilla bemerkt, daß ihm der Abschied selbst für diese kurze Zeit schwer wurde. Und auf dem Tannenhof war es auch einförmig ohne ihn, wohl nur, weil in dem kleinen Kreise jede Lücke empfunden wurde. Dazu begann eben der Winter; die Tage waren düster und unfreundlich, die Abende lang und langweilig — so fand es wenigstens Camilla — die Freuden des Winters hatten noch nicht begonnen, das Theater war noch geschlossen und der Regierungsrath war in letzter Zeit wegen Krankheit eines Collegen so sehr in Anspruch genommen, daß auch er seltener als sonst im Hause seiner Schwester erschien.

Aber ihn vermißte Camilla wenig; er ärgerte sie zu viel mit seinen losen Scherzen und Einfällen, als daß sie ihn herbeiwünschen sollte. Nein, viel wohlthuender war ihr Sedler's ruhiges und gelassenes Wesen, und, wenn es auch noch manchmal vorkam, daß ein Lächeln über ihn um ihre Lippen zuckte, so war doch der eigentliche Spott längst durch einen Respect verdrängt worden, wozu sich Camilla's Natur keineswegs so leicht zwingen ließ.

Ohne jemals redselig zu werden, ja, ohne auch nur

das zu sein, was man unterhaltend nennt, gab Sedler dem Familienkreise doch manche glückliche Anregung. Es schien ihm selbst Bedürfniß geworden, über das zu reden, was ihn augenblicklich innerlich beschäftigte, und oft brachte er ein Buch mit in das Wohnzimmer, aus dem hin und wieder weiße Papierstreifen hervorlugten. Dann wußten die Damen gleich, er war bei seiner Lectüre auch auf ihre Unterhaltung bedacht gewesen, und kamen freundlich und dankbar seiner Absicht entgegen, ihnen Einiges vorzulesen. Traf Sedler aber unvermutheterweise Burgfeld, so war er eifrig bemüht, das Buch verborgen zu halten, zu Camilla's Verdruß, die eine Lectüre niemals mehr am Platze gefunden hätte, als wenn der Schwager in spe zugegen war. Burgfeld kam auch jetzt wie gewöhnlich häufig, fast allabendlich, aber ihn zählte Camilla nicht, sie überließ ihn der Schwester. Sie selbst hatte keine Lust zu reden; Frau von Recken liebte es, abends Haushalts- und Wirthschaftsberechnungen anzustellen; die Lampe schien trübe zu brennen und doch schmerzte ihr Licht Camilla's Augen; die Knaben machten ungewöhnlich viel Lärm und ennuyirten sie; die Handarbeit, die sie machte, war höchst überflüssig und höchst langweilig; sie hatte zu gar nichts Lust, sie gähnte, der Abend wollte kein Ende nehmen.

Es schien fast, als ob alle Sedler vermißten. Frau

von Recken sprach es unumwunden aus, Nolting's erstes Wort war, wenn er ins Haus trat: „Ist Sedler wieder da? Wann kommt er wieder?" und auch Susanne gestand sich's ein, daß ihr einer am Tisch fehle, seit der Candidat abgereist. Solange er nicht da war, hatte Camilla keine Lust zum Studiren, vielleicht langweilte sie sich deshalb, und sie wußte keine andere Zuflucht als zu Romanen. Sie las bis in die Nacht hinein, am Tage jeden freien Augenblick benutzend, und während sie sich eingeredet hatte, diese leichtere Lectüre zu verachten, ließ sie sich nun in einer Weise davon fortreißen, die ihr von Susannen freundliche Vorstellungen zuzog.

„Es ist nur, bis Sedler zurückkommt", antwortete sie, „dann arbeite ich wieder. Jetzt mache ich Ferien."

Als Sedler den Tannenhof verließ, war es ihm gar nicht so fröhlich zu Muthe wie sonst, wenn er auf einige Wochen der Heimat zueilte. In diesem Augenblick kam ihm die Reise wirklich nicht gelegen. Vorab war es noch nicht lange her, daß er in Erlendorf gewesen; jetzt mußte er den Unterricht der Knaben unterbrechen, was ihm gar nicht lieb war, Fräulein Camilla konnte er auch unterdeß nicht nützen, und vor allen Dingen scheute er sich vor den Eröffnungen seines Vaters; ihn verlangte durchaus nicht nach den überraschenden Mittheilungen, die derselbe ihm machen wollte.

Eine Strecke weit ging seine Reise per Eisenbahn, dann nahm ihn ein schwerfälliger Postwagen auf und schließlich der bewußte Einspänner. In dieser Jahreszeit hatte letzteres Fuhrwerk ein Verdeck, welches dem einsamen Passagier sehr wohl zu statten kam. Vom Tannenhof war Sedler in aller Frühe bei Regenwetter abgefahren, Hier aber in diesen bedeutend kältern Regionen sah er abends im Schein der Wagenlaterne, daß es schneite, und allmälig breitete sich eine dünne weiße Decke über Berg und Thal aus.

Indem es hierdurch etwas heller wurde, versuchte der Candidat, sich über die Gegend zu orientiren, allein da die Wagenfenster dicht beschlagen waren, wollte es ihm nicht so recht gelingen, und so lehnte er sich, in seinen Mantel gehüllt, in die Ecke und schloß die Augen. Da solche Situationen zu nichts Besserem angethan sind als zum Träumen, oder auch in einen sehr reellen Schlaf zu verfallen, um Ungeduld und Langeweile zu vertreiben, so machte es der Candidat nicht anders.

Erst träumte er sich zurück nach dem Tannenhof. Er befand sich in der Stube mit der dunkelgrünen Sammttapete, nahm aber seinen Platz heute neben Camilla, statt ihr gegenüber, denn wirklich, es war störend, immer in die feurigen Augen hineinsehen zu müssen; er fühlte sich beruhigter neben der Inhaberin.

Camilla lehnte sich, wie sie es liebte, weit in den niedrigen Sessel zurück, in dem sie saß, während Sedler sich aufrecht hielt und nun das feindliche Geschoß an seinem rechten Ohr fühlte, sodaß ihn dieses ordentlich brannte. Warum manövrirte er nicht mit seinem Stuhl, warum lehnte er sich nicht auch zurück? Ja, es war dumm, aber lange Zeit dachte er gar nicht daran. Endlich fiel es ihm ein, und mit einer äußerst passenden Frage wandte er sich um, gab dem Stuhl bei der Gelegenheit einen kleinen Ruck und befand sich nun in einer Art von reizendem Tête-à-Tête mit Camilla. Durch die kleine Entfernung vom Tisch befanden sie sich im Schatten des Lampenschirms, während die Uebrigen in heller Beleuchtung saßen. Um die Knaben kümmerte sich Sedler heute nicht, sie waren in ein Damenbretspiel vertieft. Susanne und Burgfeld störten ihn nicht, sie hatten eine Karte von der Krim vor sich liegen, wo damals eben der Krieg ausgebrochen war, und studirten eifrig darin. Nur auf Frau von Recken warf der Candidat von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick, aber sie schien ihre Aufmerksamkeit nur zwischen den beiden andern Parteien zu theilen, indem sie bald Richard, der sich im Nachtheil befand, einen guten Rath gab, bald sich auf der erwähnten Karte zu orientiren suchte.

Nun vertiefte sich Sedler mit Camilla in eine Un-

terhaltung, in welcher er so glücklich war, die besten Gedanken, die schönsten Wendungen, die trefflichsten Einfälle anzubringen. Es war ein gar süßes Gefühl, und er neigte sich so tief zu der Redenden oder ihm aufmerksam Zuhörenden hin, wie er es bisher noch nie gewagt hatte. Eine Zeit lang ging das vortrefflich, aber dann machten seine Gedanken wunderliche Sprünge und mit ihnen ging die Phantasie durch. Camilla aber ließ es sich ruhig gefallen, daß er ihre Hand in der seinen hielt, ja daß er die feinen Finger zuweilen an seine Lippen führte. Endlich hatte er gar seinen Stuhl so weit gebracht, daß er den Arm um sie schlingen konnte, und still und ergeben, so ganz anders wie Camilla sonst erschien, lehnte sie ihren schönen Kopf an seine Brust. Kein ängstlicher Blick Sedler's traf mehr die übrige Gesellschaft, wer konnte etwas dagegen haben? Es war ja ganz in der Ordnung so.

Das Horn des Postillons weckte den Schläfer nur so weit, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ein Wagen hielt vor der Thür, über und über bekränzt. Er wußte wohl, was das bedeutete, er wartete nur mit dem Einsteigen, bis Camilla erscheinen würde. Da kam sie, dicht eingehüllt und verschleiert, und stürzte an ihm vorüber in den Wagen, die Thür hastig hinter sich zuschlagend. Er wollte ihr nach, aber — o Schrecken!

der Wagen fuhr davon. Da lehnte sich mit einem Male Susanne heraus und lachte und lachte, indem sie ihn zu sich heranwinkte, während er gar nicht wußte, wo Camilla geblieben war.

Dabei blies der Postillon immerzu so lustig, als ob es aller Welt ebenso zu Muthe wäre, aber wenn nicht der Postwagen auf ein gewaltig unebenes Straßenpflaster gerathen wäre, auf das Plaster von Erlendorf, so würde des Pastors Sohn wahrscheinlich noch lange geträumt haben, denn er war sehr früh aufgestanden heute und erfreute sich von Natur eines sehr gesunden, festen Schlafes.

Unter einigen derben Stößen dämmerte es erst in seinem Bewußtsein, dann aber riß er, als der Wagen sich stark auf die eine Seite neigte, seine Augen plötzlich so weit auf, daß er unschwer einen kleinen Teich, respective Mistpfuhl erkannte, der hier, solange er zu denken wußte, sich auf dem erlendorfer Posthofe befand und in den der Wagen hineingerathen war. Ernüchtert schnellte der Candidat auf die andere Seite des Wagens, und in dem Augenblicke wurde von außen die Thür geöffnet und eine Laterne in die Höhe gehoben.

„Ich bin es, Vater!“ rief nun Rudolf, schnell auf dem Boden der Wirklichkeit sich befindend, und umarmte

den alten Mann, der schon mehrere Abende vergeblich hierher gewandert war.

„Endlich bist Du da!" sagte der Pfarrer. „Heute haben wir Dich aber auch ganz bestimmt erwartet."

„Nun, morgen ist ja erst der Termin", meinte Rudolf, „so komme ich gerade rechtzeitig."

„Ja, ja, aber wir Alten waren ungeduldig. Die Mutter ließ sich's nicht ausreden und hat drei Abende nach einander die beste Stube heizen lassen und Dein Lieblingsessen bereitet; hintennach haben wir's dann allein gegessen."

„Wohl bekomm's, Vater! Dreimal nach einander? Und was war es? Aepfel mit Kartoffeln?"

„Freilich, freilich, und Sauerbraten."

„Und heute gar —"

„Zum vierten Male", sagte der Pfarrer mit etwas kläglicher Stimme.

„O weh! o weh! Aber Vater, heute esse ich gehörig mit, und dann soll's, alldieweil ich hier bin, nicht wieder gekocht werden."

„Nichts da, Junge! Das dürfen wir der Alten nicht anthun. Den Küchenzettel bereitet sie nach Deinem Gusto, wenn Du zum Besuch bist, und ich stehe mich durchaus nicht schlecht dabei."

„Nun, so complotiren wir beide vorher ein wenig,

Vater — Da ist das Pastorat! Gott, das liebe, alte Haus, und richtig, Licht in der Besuchsstube!"

Schön öffnete sich die Hausthür, die Pastorin hatte das Horn gehört und hörte nun die Stimmen. Eilig setzte sie die kleine Lampe nieder, die sie in den Händen hielt, und umarmte ihren Liebling unter Freudenthränen.

„Nimm den Mantel, Katharine!" rief sie, indem sie sich bemühte, das schwere Kleidungsstück von den Schultern des großen Sohnes zu nehmen. Dieser aber nahm den Mantel leicht mit der einen Hand und reichte ihn der Magd hin, während er mit dem andern Arm die Mutter umfaßte und in die Stube trat.

„Wie angenehm warm, wie behaglich!" sagte er, indem er sich dem spiegelblanken Ofen näherte, auf dem die Bronzefigur des Christkindchens stand, wie man den kleinen Kerl mit Aepfeln und Nüssen im Korbe immer genannt hatte. Sich die Hände reibend ging Rudolf ein paarmal auf und nieder, als er plötzlich die schmuzigen Spuren bemerkte, die seine Stiefel auf dem blankgescheuerten Boden hinterlassen hatten. Die Pastorin hatte heute außer der Lampe mit der schönen Glocke von Milchglas noch zwei Kerzen angezündet, und so war der kleine Raum glänzend erleuchtet.

„O Mütterchen, schilt nicht, es soll kein einziges Mal wieder passiren!" rief er aus und wurde im selben

Augenblick die rothen gestickten Pantoffel gewahr, die für ihn neben dem Stiefelknecht am Ofen bereit standen.

„Nun ist mir erst wohl", fuhr er fort, nachdem er sich derselben bedient hatte, und spielte dann in natürlichster Weise den angenehm Ueberraschten, als die Magd die dampfende Schüssel mit Aepfeln und Kartoffeln und den Sauerbraten auftrug.

Die Pfarrerin war glücklich, denn Rudolf that dem Gericht alle Ehre an, und auch der Pfarrer langte in einer Weise zu, welche bewies, daß man solch edle Speise selbst zum vierten Mal zu würdigen im Stande sei. In Wahrheit aber hätte es der gute Mann seinem Sohne zu Liebe noch einmal so oft essen können, ja vielleicht war er sich in diesem Augenblick gar nicht einmal bewußt, womit er seinen fleischlichen Hunger stillte, so sehr schwelgte er in der Seelenfreude, seinen einzigen Sohn am Tische sitzen zu sehen.

Und was für einen Sohn! So gut gerathen, so schön und so stattlich! Wirklich, Rudolf war ein stattlicher Mann, und es wollte die beiden Alten bedünken, indem ihre leuchtenden Blicke auf ihm ruhten, als habe er sich diesmal ganz besonders zu seinem Vortheile verändert. Rudolf dagegen meinte hier und da ein Fältchen mehr, eine Runzel etwas tiefer in den alten Gesichtern zu erblicken. Es war ihm immer so im ersten Augenblick

gewesen, wenn er nach längerer Abwesenheit ins älterliche Haus gekommen war, eine wiederholte, ernste Mahnung des unerbittlichen Alters, der Vergänglichkeit eines geliebten Menschenlebens.

Aber Liebe und Güte hatten ihn immerdar angeblickt aus diesen Augen; sie waren sich gleich geblieben, sie waren unwandelbar und hatten ihn heute empfangen wie alle Zeit. Selbst die schönen dunklen Sterne, die sonst unabläſſig vor seiner Seele schwebten, ließen ihm hier Ruhe; sie paßten nicht in dieses Idyll, und Rudolf konnte seinen Aeltern ziemlich unbefangen von der Familie von Recken, von seinem Leben auf dem Tannenhof, von seiner Thätigkeit daselbst erzählen, ohne daß es auch nur auffiel, daß er von den jungen Damen eigentlich gar nicht sprach. Was hatte er auch mit ihnen zu schaffen? Er war ja Hofmeister von vierzehn- und fünfzehnjährigen Knaben.

Erst später, als Rudolf sich in seinem Zimmer befand, dem bekannten alten Zimmer mit so vielen Tintenflecken neben dem Tisch auf der altfränkischen Tapete, erst hier, wo er sich allein fand, erschien ihm, wie der Göttin strahlendes Bild, Camilla wieder, schöner, glänzender noch als sonst auf dem Hintergrund dieser einfachen Umgebung. Aber darum wohl wollte das Bild nicht hierher passen; es sah ihn fremd und fragend an,

und unmöglich wäre es dem Candidaten gewesen, seine Träume von vorhin wieder aufzunehmen; Susanne drängte sich immer lachend dazwischen, wie am Schluß seines Traums, und er wunderte sich gar nicht darüber, denn er fand seinen Traum jetzt selbst so kühn, daß er demselben wachend unmöglich sich überlassen konnte.

Achtes Kapitel.

Das Testament.

Andern Tags war nun Rudolf Sedler's Geburtstag, und als ein vierundzwanzigjähriger Mensch wachte er auf. Was nur seine Aeltern haben mochten, daß sie ihn just heute in Erlendorf haben wollten, da sie doch sonst niemals darauf bestanden hatten? Seit seinem vierzehnten Jahre hatte er keinen Geburtstag mehr hier verlebt, also seit vollen zehn Jahren; denn da keine Ferien in diese Zeit fielen, so wurde natürlich an keine Heimreise gedacht. Ein Brief von Hause, ein Packet mit einigen angenehmen und nützlichen Sachen, das war die ganze Geburtstagsfeier gewesen. Warum sollte der von ihm bisher kaum beachtete Tag mit einem Male so wichtig sein?

„Nun, nahen wir der Sphinx", sprach Rudolf zu sich selbst, beendete schnell seine Morgentoilette und ging hinunter.

Wie hatten sie gesorgt, wie hübsch hatten sie Alles

eingerichtet, die guten Alten! Rudolf wurde wahrhaft überrascht und gerührt, als er über die mit weißem Sand bestreute Schwelle trat. Es war ihm neu, in solcher Weise der Gegenstand eines Festes zu sein, denn daß hier ein Fest gefeiert werden sollte, war nicht zu bezweifeln. Bewiesen es nicht die Guirlanden von Wintergrün mit Vogelbeeren dazwischen, nicht der mächtige Kuchen mitten auf dem runden Tische, um den vierundzwanzig kleine Wachslichter brannten?

Und was lag nicht Alles ringsum geordnet! Wollene Socken und Halsbinden, Bücher und Cigarren, treffliche Daguerreotypen der Aeltern, ein wundervolles Schreibzeug, Foulards und Briefmappe, kurz, eine solche Menge von Sachen, als ob alle versäumten Geburtstage heute nachgeholt werden sollten. Rudolf war im höchsten Grade erstaunt und verwundert und zugleich so wahrhaft erfreut, daß er alle Nebengedanken vergaß.

Wie lieb waren ihm die Bilder! Wie trefflich konnte er all diese Dinge brauchen! Mit wie rührender Vorsorge hatten seine Aeltern alles dieses sich ausgedacht und dann mit welcher Mühe herbeigeschafft, da in Erlendorf ja fast nichts zu haben war! Dabei leuchteten der Alten Augen vor Freude, und was besonders der Mutter Glückwunsch an Worten mangelte, das drückte die herzliche Umarmung und der liebevolle Händedruck aus.

Nachdem Alles genügend betrachtet und bewundert worden war und Rudolf in innigster Weise wiederholt seinen Dank ausgesprochen hatte, drängte die Pastorin in die Nebenstube, wo das Frühstück aufgetragen war. Es bestand aus Chocolade heute und einer riesigen Schüssel selbstbereiteten Backwerks daneben; das war immer so Brauch gewesen an Geburtstagen, wie Rudolf sich sofort erinnerte, als er die altfränkische Porzellankanne mit rothen Blumen erblickte. Die Erscheinung dieser Chocoladenkanne war ihm an sich früher ein Fest gewesen, und wenn sich auch sein Geschmack in dieser Beziehung etwas verändert hatte, so ließ er sich nichts merken, sondern pries Chocolade und Kuchen in einer Weise, daß seiner Mutter das Herz im Leibe lachte. Er begriff nun, warum seine Aeltern ihn durchaus heute hier haben wollten. Sie hatten sich selbst einmal ein rechtes Fest machen wollen und ihm zugleich; die damit verbundene Ueberraschung bestand in den Geschenken. Der vierundzwanzigste Geburtstag mochte ihnen dazu als ein ganz besonderer Lebensabschnitt erscheinen. Der Jüngling ist dann erst entschieden ein Mann geworden, er ist mündig vor dem Gesetz, ein selbstständiger Staatsbürger. Und gesetzt auch, seine Aeltern hätten ohne allen Grund ihn bei sich sehen wollen, hatten sie nicht das Recht dazu? Gewiß; sie waren alt, die guten Leute;

wer weiß, wie oft er noch ihnen beiden gegenüber sitzen durfte!

Rudolf gedachte dessen mit Wehmuth und nahm die dritte Tasse Chocolade an, die ihm seine Mutter bot; er mochte ihr nichts abschlagen. Und dann nöthigte und nöthigte sie noch so lange, bis er wirklich noch eine vierte nahm, aber er hütete sich, sie auszutrinken, um der fünften zu entgehen.

Die gehäufte Schüssel mit Backwerk war bedeutend geebnet, der Pastor nahm eine lange Pfeife hervor und präsentirte auch Rudolf eine, die Mutter selbst reichte den Fidibus, und wenn es irgend etwas mitzutheilen, zu berathen, zu eröffnen gab, so war unstreitig jetzt ein Moment, wie er besser nicht am ganzen Tage gefunden werden konnte. Das schien auch der Pfarrer zu meinen. Er lehnte sich erst einen Augenblick in seinen hohen Sessel zurück, that ein paar kräftige Züge, daß seine Pfeife mächtig aufqualmte, räusperte sich dann gebührlich und sprach:

„Du weißt, Rudolf, daß wir dringend wünschten, Dich gerade heute hier zu sehen."

„Ja, Vater, und es freut mich, daß ich gekommen bin."

„Aber den eigentlichen Grund weißt Du noch nicht."

„Nun, der Geburtstag —"

„Der Vater schüttelte mit dem Kopfe und die Mutter lächelte bedeutungsvoll.

„Ah, nun kommt's doch", dachte Rudolf, und es ward ihm unbehaglich; aber freundlich fragte er: „Hattet Ihr noch einen andern Grund?"

„Freilich, freilich", entgegnete der Vater.

„Du bist ein Glücksjunge", konnte sich die Mutter nicht enthalten einzuschalten.

„Mir scheint es auch", sagte Rudolf, indem er auf den reich beladenen Tisch deutete, der durch die weit offene Thür im Nebenzimmer zu sehen war.

Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf und blickte mit ungeduldiger Erwartung nach ihrem Eheherrn hin, indem sie die Hände gefaltet vor sich auf den Tisch legte.

„Du erinnerst Dich ohne Zweifel der Tante Ulrike", hob der Pfarrer an.

„Gewiß, Vater", antwortete Rudolf, und es fiel ihm sofort ein, daß er mit einem flüchtigen Blick bemerkt hatte, wie auch ihr Bild in der besten Stube heute bekränzt war, als ob es mit zum Feste gehörte.

Er sagte dies auch. „Freilich gehört sie mit zum Feste", antwortete der Pfarrer, „ja sie ist die Hauptperson."

„Aber sie ist ja todt", antwortete Rudolf verwundert.

„Gott habe sie selig! Ja, sie ist todt; ein besseres Weib existirte nicht."

Die Pfarrerin wischte sich die Augen.

„Was soll das bedeuten?“ dachte Rudolf. Er fand nicht einmal eine Muthmaßung.

„Höre nun, mein Junge“, nahm der Pastor wieder das Wort. „Diese Ulrike war einst meine Schülerin, wie Du weißt. Sie war ein einziges Kind, ein vortreffliches Kind und sehr reich. Als ich sie verließ, um mein Predigeramt anzutreten, war sie dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Ihr Vater war damals schon gestorben, und sie zog nun mit ihrer Mutter, die aus der Residenz gebürtig war, dorthin.

Mit sechzehn Jahren verlobte sie sich, das arme Kind, so jung und so schön! Sie schrieb mir's voller Jubel, sie sprach davon wie ein Kind von Weihnachten. Ich gratulirte ihr natürlich und sagte auch zu, daß ich übers Jahr kommen und sie trauen wolle, denn darum bat sie mich; die Reise sollte mich gar nichts kosten, und da die Leute so reich waren, konnte ich das unbedenklich von ihnen annehmen.

Ach, ein Jahr später schrieb sie mir wieder und zwar voll Verzweiflung. Der Bräutigam war gestorben; ihr Brief war fast gotteslästerlich, der Schmerz machte sie beinahe rasend.

Einige Wochen später schrieb sie, daß sie kommen würde; sie fragte nicht an, sie bat nicht um Aufnahme. „Sie müssen mich aufnehmen“, sagte sie, „ich

würde sterben hier in dem Gewühl der Residenz, wo ich mich zerstreuen, wo ich heiter sein soll. Freilich sterben würde ich gern, ach, wie gern! aber in Stille und Frieden, in Einsamkeit und Verborgenheit, nicht hier, wo man mich quält."

Ich verstand dies nun wohl, denn die Mutter war eine eitle, weltlich gesinnte Frau, während Ulrike mehr des Vaters tiefe Gemüthsart besaß. Und so schrieben wir ihr denn beide, die Mutter und ich, daß wir sie von Herzen gern mit offenen Armen aufnehmen würden.

So kam sie.

Aus dem bildschönen Kinde war ein gramerfülltes Weib geworden, das ich kaum erkannt hätte. Schön war sie noch, sehr schön, aber so ganz, ganz anders als sonst, daß ich sie anfangs fast mit Thränen ansah. Das runde Gesicht war schmal und lang geworden, die Augen viel größer, der Mund hatte sein Lächeln verlernt und gewachsen war sie — einen halben Kopf größer als Deine Mutter, die damals auch noch jung und hübsch war.

Wir hatten ihr das Fremdenzimmer eben eingerichtet und neu tapeziren lassen, grün, wie es noch jetzt ist. „Hier gefällt es mir", sagte sie gleich, als sie hineintrat. Die Mutter hatte es aber auch so hübsch gemacht, schneeweiße Gardinen und lauter blühende Blumen am Fenster, durch

welches man in den Garten sah, der damals, es war im Juni, eben in seinem besten Schmucke prangte. Die Berge ringsum entzückten sie. So sagte sie wenigstens, aber es war, als ob sie Alles mit Thränen in den Augen spräche; es klang so traurig. Vielleicht war sie aber auch müde und angegriffen von der weiten Reise; wir sorgten, daß sie zur Ruhe kam, und da wir damals noch kein Kind hatten, war es wirklich bei uns für ein krankes Wesen so recht wohlthuend still, eine Einsiedelei, wie sie es nannte.

Mit der Mutter befreundete sich Ulrike sehr bald, und sehr bald vertraute sie ihr auch an, was sich ohnedies freilich nicht lange mehr hätte verbergen lassen, daß es mehr war als der Schmerz um den Tod des Bräutigams, der sie so verzweifelt gemacht hatte — auch die Furcht vor der Schande.

Es war eine böse Situation für mich, den christlichen Prediger und Seelsorger meiner Gemeinde, aber, mein Gott! Dein ist das Gericht — ich konnte sie nicht aus meinem Hause weisen. Wir liebten sie beide, und so beschlossen wir denn in des Himmels Namen, der Verirrten eine Zuflucht zu sein und ihr zu helfen und beizustehen nach unsern schwachen Kräften.

Ich selbst theilte ihr das mit, und von Stund' an wurde sie ruhiger und gefaßter — heiter nicht.

Diese Dinge sind just vierundzwanzig Jahre her, und Du wirst leicht begreifen, daß noch eine besondere Sympathie die beiden Frauen verband, sie erwarteten fast um dieselbe Zeit ihre Stunde."

Der Pfarrer machte hier eine kurze Pause, die Rudolf sehr lang deuchte. Was sollte er hören? Ahnte er jetzt die Eröffnung, die ihm sein Vater machen wollte? Ja, ja, er ahnte sie! Diese Tante Ulrike, war sie — und diese Frau dort, die mit gefalteten Händen aufmerksam, aber ganz heiter dasaß — war sie nicht seine Mutter? Der, den er sein Leben lang geliebt und verehrt, wie man eben nur einen Vater liebt und verehrt, war er nicht sein Vater? War das Kind gestorben, das seine Mutter geboren, wie ihre andern Kinder, oder wo war das Kind Ulrikens? Eines Spielgefährten im Hause erinnerte er sich durchaus nicht, man hatte auch nie davon geredet. So hieß er nicht Rudolf Sedler? Aber wie denn? Wie war denn eigentlich Tante Ulrikens Familienname? Sonderbar, er wußte ihn nicht, hatte vielleicht nie darnach gefragt, oder ihn vergessen, o Gott, den eigenen Namen, den seiner Mutter vergessen.

Es ward ihm unheimlich, wie dem Schlemihl, der seinen Schatten verloren hat.

„Den Namen!" schrie er. „Den Namen!"

„Welchen Namen, mein Sohn?"

„Tante Ulrikens Namen.“

„Sie war ein adliges Fräulein“, antwortete der Vater, „und ein sonderbarer Zufall waltet hier ob. Du hast den Namen einmal genannt, sie hieß Ulrike von Burgfeld.“

„Von — Burgfeld?“ schrie Rudolf aufspringend. „Und das sagst Du mir erst jetzt? So, so, von Burgfeld heiße ich also? Rudolf von Burgfeld heiße ich also? Rudolf von Burgfeld! O Gott, mein Gott!“

Die Pfarrerin war ebenfalls aufgestanden und schlug die Hände zusammen. Ihr würdiger Gatte saß da mit offenem Munde, die Pfeife in der einen Hand, die andere auf die Stuhllehne gestützt, er selbst vornüber gebeugt wie ein lebendiges Fragezeichen.

„Sag' mal, Junge“, hob er nach einer Weile an, nachdem er sich den aufgeregten Menschen, der, mit übereinandergeschlagenen Armen ihn erwartungsvoll anblickend, stehen geblieben war, „sag' mal, Junge, rappelt's bei Dir im Oberstübchen?“ Und dabei deutete der Pfarrer mit der Spitze seiner Pfeife auf die eigene Stirn.

„Ich denke nicht, Vater, aber bist Du denn mein Vater? So rede doch!“

„Wie? Was? Das muß ich von meinem Kinde erleben? Ich, eine brave, unbescholtene Frau!“ rief die Mutter, während der Pfarrer ein lang gedehntes „Ah —

so!“ von sich gab und, lehnend sich hintenüber Frau und Sohn lächelnd betrachtete.

„O, Du bist es dennoch!“ rief Rudolf. „Nicht mit einem Lächeln gibt man einen Sohn auf. Du bist meine Mutter, meine gute, alte Mutter!“ wandte er sich zu dieser und quetschte sie fast in seinen Armen. „Und wenn es auch wahr wäre, wenn auch eine Andere mich geboren hätte, Rudolf Sedler heiße ich, und Vater und Mutter seid Ihr mir gewesen und Niemand anders in der Welt.“

Der Pastorin Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten, obschon sie immer noch aussah, als ob sie den Ideengang Rudolf's nicht begreife.

„Willst Du nun geruhen, den Fortgang meiner Geschichte zu hören?“ fragte der Pfarrer gelassen, indem er seine Pfeife wieder anblies.

„Sprich, Vater, sprich!“

„Am zehnten October Anno 18.. genas Ulrike von Burgfeld eines Mägdleins.“

Diese wenigen, einfachen Worte bewirkten eine solche Reaction in Rudolf's Stimmung, daß er, nachdem er erst seinen Vater eine Sekunde starr angeblickt hatte, wie um die Lage der Dinge zu begreifen, in ein wahrhaft homerisches Gelächter ausbrach, in das der Pfarrer und die vergnügte Frau Pfarrerin von ganzem Herzen mit

einstimmten. Rudolf konnte sich gar nicht erholen, und das stille Haus erschallte dermaßen von Heiterkeit, daß selbst die Magd die Martins- und Geburtstagsgans im Stiche ließ und unter irgend einem Vorwand ins Zimmer kam, aber ohne etwas Anderes zu erfahren, als daß eben alle drei lachten, ganz heidenmäßig lachten.

„Nun weiter mit der Geschichte!" sagte Rudolf, nachdem man sich einigermaßen erholt. „Wo ist denn das Mädchen geblieben?"

„Es starb", antwortete der Pfarrer, wieder völlig ernst werdend, denn er erinnerte sich dabei der Wehklagen der jungen Mutter. „Aber", meinte er, „wenn es etwas gibt, was in einem solchen Moment den Schmerz um ein todtgeborenes Wesen mildern kann, so sind es wohl die Umstände, die hier obwalteten. Das Kind hatte keinen Vater, es wurde in Heimlichkeit geboren, und schwerlich hätte die Mutter Ulrikens sich dazu verstanden, mit der Tochter zugleich eine Enkelin in ihr Haus aufzunehmen. Auch würde Ulrike uns das Kind gelassen haben; wir würden es aufgezogen haben wie unser eigenes, das war so verabredet. Wie gern hätten wir einen Spielgefährten für Dich gehabt, der Du gerade einen Monat später ins Leben tratest! Ulrike hatte sich eben so weit erholt, um Deiner Mutter die nöthige Pflege zu gewähren, und wenn auch der Anblick des fri-

schen, kräftigen Buben ihr anfangs ein Stich ins Herz sein mochte, so fand sie doch gerade in Dir bald Ersatz für das eigene verlorene Kind."

„Ja, ja", sagte die Pfarrerin, „sie hat Dich gehegt und gepflegt, wie es gar nicht zu beschreiben ist; ich war ordentlich eifersüchtig, daß sie Dein erstes Lächeln sah, den ersten Zahn entdeckte, und daß es zweifelhaft war, wen Du lieber hattest, sie oder mich."

Rudolf drückte seiner Mutter lächelnd die Hand.

„Aber sie war doch unglücklich, die Arme", nahm der Pastor wieder das Wort. „Das sagte ich meiner Hanne auch immer vor, und so fiel es ihr nicht ein, jener den einzigen Trost zu schmälern, den sie in Dir fand. Daß Du ihren Namen trägst, weißt Du, und auch, daß sie in den ersten Jahren fast ausschließlich Deine Erziehung in Händen hatte."

„Ich wundere mich nur", sagte Rudolf, „daß sie in Erlendorf blieb, das einzige Kind ihrer Mutter."

„Nun, sie hatte auch beschlossen gehabt, vor Weihnachten wieder in die Residenz zurückzukehren, und mit Jammer und Thränen dachte sie daran. Da kam die Nachricht, daß ihre Mutter sich wieder zu verheirathen gedächte, und von Stund' an war sie entschlossen, uns, Dich nicht wieder zu verlassen. Bei der Lage der Dinge mochte dies der Mutter auch ganz recht sein, sie willigte

ein. Ulrike reiste nur zur Hochzeit hin und um den kennen zu lernen, der ihrer Mutter den ersten Gatten, ihr selbst aber nicht einen Vater ersetzen konnte. Dann kam sie wieder und blieb bei uns, mit Ausnahme von einigen Wochen, die sie jährlich bei der Mutter in der Residenz zubrachte. Dort aber fand sie ihre Heimat nicht, sie gehörte zu uns und wir liebten sie wie eine Schwester, wie ein Kind. Eigentlich sagte ihr das rauhe Klima hier nicht zu, denn sie kränkelte fortwährend; allein sie behauptete, Trennung von uns sei ihr noch viel nachtheiliger als die Bergluft. Bei uns wolle sie leben und sterben und neben dem kleinen Grabhügel ihres Kindes begraben werden. Sie hatte hier ihre Welt, Dich und uns und die Armen der ganzen Gegend, die sie verehrten wie eine Heilige. Vier bis fünf Jahre blieb sie bei uns, dann rief eine ernste Pflicht sie zur Mutter zurück. Diese war abermals verwittwet, und es waltete kein Zweifel, wohin nun die Tochter gehörte. Wir sprachen und beriethen auch nicht lange, es verstand sich von selbst, gehen mußte sie, und sie ging."

Der Pfarrer schwieg abermals, und seine Frau wischte sich die Augen.

„Nun?" fragte Rudolf.

„Wir sahen sie nicht wieder", antwortete der Vater. „Im Winter ging sie, im Sommer wollte sie uns besu-

chen, aber der Arzt verbot es und schickte sie in ein Bad. Als Weihnachten kam, ward sie begraben, erst dreiundzwanzig Jahre alt."

„Das ist eine traurige Geschichte", sagte Rudolf und sein Blick fiel auf das bekränzte Portrait, das er von seinem Platz aus sehen konnte, „aber den Zusammenhang mit meinem heutigen Geburtstage erkenne ich noch nicht", setzte er in Gedanken hinzu.

Die Augen des Bildes sahen ihn liebevoll und freundlich an, sie verliehen dem Gesichte mit seinem leidenden Ausdruck etwas Ideales, während der feine, fest geschlossene Mund von tiefem Leide redete.

„Sie hat Dich sehr geliebt, mein Sohn", begann der Pfarrer, der Rudolf's Blick bemerkte, wieder, „und daß sie's that, hat sie auch auf die großmüthigste Weise bewiesen. Sie ruhe in Frieden, und wir, erfreuen wir uns jetzt der Gegenwart, wie sie es gewollt, denn sie ist es, die den heutigen Tag zu einem besondern Freudentag gestempelt hat.

Hier ist ein Vermächtniß, mein Sohn", fuhr der Pfarrer fort, indem er seine Brieftasche öffnete und ein Schreiben aus derselben herausnahm. „Und damit Du nur Alles mit einem Male erfährst, sie hat ein Vermögen von zehntausend Thalern hinterlassen. An Deinem vierundzwanzigsten Geburtstage erst solltest

Du davon in Kenntniß gesetzt werden. Kapital, Zinsen und Zinseszins sind Dein in der Stunde, wo Du zum Prediger ordinirt wirst, wo —"

„Wenn ich Prediger bin?" fiel Rudolf ein.

„Ja", antwortete der Vater. „Ich wünschte nicht, daß Du mit dem Bewußtsein, ein Erbe zu sein, aufwachsen solltest, Ulrike war damit einverstanden, und indem sie damals vielleicht selbst hoffte, Dich im Amtskleide zu sehen, machte sie diese Bedingung. Erfahren aber solltest Du von diesem Reichthum, wenn Du ein Mann geworden, wenn Du gelernt und gestrebt, wie einer, der Alles durch eigene Kraft zu erringen hat, wie es geschehen."

Rudolf war stumm. Was konnte ihm dieses Kapital sein, wenn er es annahm, ja, wenn er es annahm! Er konnte nicht jubeln, wie seine Aeltern erwartet haben mochten, es war ihm vielmehr wie ein Schrecken in alle Glieder gefahren.

Der Vater fuhr fort zu reden:

„Was die Zinsen betrifft, so durfte ich die für Deine Erziehung verwenden, aber da Du unser Einziger bliebst, so that ich es nicht, ich konnte es mir nicht nehmen lassen, selbst dafür zu sorgen, und es wäre mir seltsam vorgekommen, hätte ich das Geld von Deinem Eigenthum genommen. Das Kapital hat sich mehr als verdoppelt, Du bist ein reicher junger Mann."

Es ist unbeschreiblich, was in Rudolf's Innerem vorging. Da war es in seiner Hand, dort, auf dem Blatte Papier stand es geschrieben, daß er reich, reich sein sollte an solchen Gütern, von denen man freilich sagt, daß Motten und Rost sie verzehren, die aber auch den Schlüssel hergeben zu solchen, denen Motten und Rost nichts anzuhaben vermögen, den Schlüssel zu allen, nein, nicht zu allen, aber doch zu fast allen Gütern der Welt, die einem Menschen wie Rudolf begehrenswerth erscheinen. Da lagen sie vor ihm die Genüsse des Lebens, Genüsse, wie sie nur der geläuterte Verstand, der verfeinerte Geist kennt, wie nur er sie zu würdigen weiß. Er war ein freier Mann, denn der Besitz des Geldes, macht er nicht frei, frei von dem Zwange der Arbeit, frei vom Tagelohn, frei von Dienstbarkeit?

Aber war Rudolf frei, wenn er das Geld besaß?

Er trug den schwarzen Ornat. Er sprach das Bekenntniß des christlichen Glaubens; er citirte die biblischen Worte der Einsetzung des Abendmahls; er sprach von der Auferstehung des Fleisches, von der Rechtfertigung und von der Gnade; er sprach von Dingen, wovon seine Ueberzeugung nichts wußte. Er legte seine Hand segnend auf Kinderhäupter, aber es war eine bloße Formel, sein Segen war machtlos. Er stand lehrend auf der

Kanzel, aber seine Lehre war eine Lüge. Er verwies die Sünder auf den Heiland, aber sein Heiland war ein anderer, mit der Gemeinde hatte er keine Gemeinschaft — und war ihr Seelsorger? War er es? Konnte er es sein?

Schnell, wie nur Gedanken ziehen, zogen diese Fragen, diese Vorstellungen an Rudolf vorüber, und dann tönten seines Vaters letzte Worte: „Du bist ein reicher junger Mann!“ in seinen Ohren wieder.

Er dachte an Camilla. Rudolf Sedler, ein reicher junger Mann, durfte ihr kühnlich nahen; welch ein ganz Anderer war das als der arme Candidat, der all sein Hab und Gut mit sich führte, der nichts, nichts zu bieten hatte als sein liebendes Herz! Aber konnte er Camilla nahen, ohne zu erröthen? Konnte er ihr erzählen, was geschehen, ohne beschämt vor ihr zu stehen, und sie, die Freiherzige, Hochsinnige — nein, nein! von dieser Seite kam ihm keine Versuchung. Camilla war für ihn verloren, wenn er ein Predigtamt annahm, er erinnerte sich sogar jener scherzenden Worte Camilla's, wo sie halb und halb dem Onkel ihr Jawort gab, wenn Sedler taufen und Copulationen vollziehen würde.

„Und wenn ich nicht zum Prediger ordinirt werde?“ fragte Rudolf, seinen Vater fest anblickend.

„O, damit hat's gute Wege, wenn Du Dich nur ernstlich bewirbst. Ich will Dir nicht schmeicheln, aber,

glaube mir, tüchtige Theologen sind leider überaus selten heutzutage, und gelernt hast Du etwas."

„Du freust Dich darüber, Vater? Ach, ich fürchte, Du wirst wünschen, daß ich mich mit einem geringern Grade von Kenntnissen begnügt hätte."

„Nun, wie denn das? Wie meinst Du das?" fragte der Pastor mehr verwundert als beunruhigt.

Rudolf zögerte mit der Antwort.

O, warum hatte er nicht eher gesprochen, warum in unseliger Verblendung seinem Vater den Blick in sein Inneres vorenthalten! Warum? Nun, aus Schonung hatte er es gethan. Ihn, der in gläubiger Zuversicht der Hirt seiner Heerde war, der den Stand eines Predigers als den höchsten, den auserwählten betrachtete, der muthmaßlich niemals mit den Anfechtungen des Zweifels zu ringen gehabt, der keinen größern Wunsch für die Zukunft seines Sohnes kannte, als den, ihn an einer ähnlichen Stelle zu sehen, wie die seine, deren beschränkter Horizont ihm niemals eng erschienen war, ihn mußte es aufs tiefste schmerzen, von dem, auf welchen all seine Liebe sich richtete, in all seinen Hoffnungen getäuscht zu werden. Darum hatte Rudolf geschwiegen, darum hatte er den Moment verschoben, wo dem Vater die Eröffnung gemacht werden mußte; einen dringlichen Anlaß dazu hatte es nicht gegeben, warum sollte er das Peinliche, das Unangenehme beschleunigen?

Freilich war er seit einigen Wochen, weil er des Vaters Andeutungen mißverstand, darauf gefaßt gewesen, ihm seinen festen Entschluß und zugleich seine Pläne für die Zukunft — denn er hatte jetzt Pläne — mitzutheilen, aber auf die Lage der Dinge, wie sie jetzt war, konnte er unmöglich gefaßt sein. Aenderte das nicht Alles?

„Aber Rudolf, ich begreife Dich nicht; nimmt man so die Botschaft von einem solchen Reichthum auf?" sprach die Pfarrerin, ohne daß Rudolph sie hörte, obwohl er sie mechanisch anblickte.

„Wie meinst Du das mit der Erkenntniß? Sprich!" sagte nun der Pfarrer mit erhobener Stimme.

„Das Geld kann nie mein werden", entgegnete Rudolf leise, aber fest und hielt die Arme übereinander geschlagen, gerade so, wie er vorher in tiefen Gedanken da gesessen.

„Nicht Dein werden?"

Rudolf schüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es ist Dein."

„Ich kann die Bedingung nicht erfüllen."

„Bedingung? Es ist von keiner Bedingung die Rede."

„Dem Prediger Rudolf Sedler gehört die Erbschaft. Der bin ich nicht und —"

„O mein Gott!"

„Werde es nicht!" vollendete Rudolf in einem Tone,

der gar keinen Zweifel aufkommen ließ; sein Entschluß stand unerschütterlich fest.

Die Pfarrerin schrie laut auf, während der Pfarrer mit Thränen in den Augen sagte: „Sohn, mein Sohn, warum thust Du mir das?“

Rudolf nahm die Hand des gebeugten Mannes.

„Willst Du, Vater, daß ich lügen, daß ich falsches Zeugniß ablegen soll?“

„Nein, o nein!“

„So wirst Du mich verstehen, Vater, und“, fügte er flehend hinzu, „nicht richten.“

„Richten! Ach, Sohn, bist Du nicht gerichtet? Denn wie unglücklich mußt Du sein!“

„Unglücklich? Nein, nein! Trotz alledem nein und abermals nein!“

„Ohne Glauben, mein Sohn, wo ist der Halt Deines Lebens?“

„In mir, Vater, in mir, und sage, hat er mich bisher sinken lassen?“

„Du warst immer ein guter Sohn, aber nun —“

„Bin ich es nicht mehr?“

„Du bist mein unglückliches Kind.“

„O Vater, glaube es nicht. Mißverstehe mich nicht. Sieh, ich habe mich immer gefürchtet vor diesem Augenblick; es schmerzt mich in tiefster Seele, Dir, Euch den

Kummer machen zu müssen, ja, zu müssen. Aber dennoch, ich begreife in diesem Augenblick den Jubel der Märtyrer, denn auch ich leide, auch ich opfere meiner Wahrheit, aber ich habe zugleich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie mir lieber und theurer ist als alle, ja alle Schätze der Welt, und das Gefühl ist ein glückliches."

Der Pfarrer schwieg.

„Glaubst Du mir Vater?"

„Ich kann Dich nicht verstehen."

„So glaube! Glaube, ohne zu verstehen, Du kannst es. Und glaube auch, daß ich reich bin im Bewußtsein meines Sieges, auch ohne die Erbschaft."

„O der Mammon! Rudolf, Rudolf! Du denkst doch nicht, daß es der elende Mammon ist, der in diesem Moment mich kümmert?"

„Ein elender Mammon! Fünfundzwanzig Tausend Thaler!" schaltete die weinende Pfarrerin ein.

„Nein, Vater", antwortete Rudolf, „ich weiß, Dich kümmert der Frieden meiner Seele."

„Der Frieden Deiner Seele."

„Und doch bin ich heiter, Vater; laß uns die Sache vernünftig bereden."

Rudolf versuchte darauf in einer langen Auseinandersetzung seinem Vater den Entwicklungsgang seines Innern vorzulegen, wie der Zweifel in ihm erwacht,

wie er anfangs sich gegen ihn gewehrt und wie er dann endlich zu der Erkenntniß einer andern Wahrheit gelangt sei, als die ihn sein Vater gelehrt. Er hütete sich dabei aufs sorgfältigste, irgend etwas wie eine Kritik des Evangeliums verlauten zu lassen, etwas die Ueberzeugung seines Vaters Verletzendes einzuschieben, und schloß mit den Worten:

„Habe ich nun gefehlt in Deinen Augen, Vater, so sei nachsichtig, betrachte mich als einen Irrenden, und beruhigt es Dich, so schließe mich ein in Dein Gebet. Unnütz ist es nicht, denn wenigstens Du wirst den Trost haben, etwas für mich zu thun.“

„Ja, Du hast Recht, das Gebet ist das Einzige, was mir bleibt, und wenn Du auch nicht seiner Kraft vertraust, ich thue es. Des Herrn Wege sind wunderbar.“

Das Ende des Geburtstags, der so strahlend, so heiter begonnen, war nach dem Besprochenen natürlich ein ganz anderes, als man erwartete, und den verweinten Augen der Mutter wollte das Lächeln nicht glücken, womit sie dankbar Rudolf's anerkennende Worte über die excellente Geburtstagsgans zu erwidern versuchte. Sie brach plötzlich wieder in Weinen aus und ließ das Essen unberührt stehen. Die beiden Männer machten es nicht anders, und Katharine zerbrach sich den

Kopf darüber, warum nach der Lustigkeit von heute Morgen die Gesichter so trübe und traurig seien, und warum man gar die vortrefflichen Gerichte verschmähe, lauter Geburtstagsgerichte dem jungen Herrn zu Ehren. Aber sie konnte nichts herausbringen. Alle drei saßen still und schweigsam, wenn sie ins Zimmer kam, oder sprachen gezwungen gleichgültige Dinge, und sie hatte die Hände so voll zu thun, daß sie sich zum Horchen an der Thür wirklich nicht Zeit nehmen konnte. Denn ob die Herrschaft nun aß oder nicht aß, für die Abendmahlzeit hatte Katharine doch zu sorgen, und zwar ganz allein; das hatte die Pfarrerin so eingerichtet, weil sie selbst hatte im Zimmer bleiben wollen. Welche heitern, schönen Pläne hatte sie nicht mit Rudolf zu entwerfen gedacht! Den ganzen Tag wollte sie genießen, den Tag, auf den sie sich jahrelang gefreut, dessen Bedeutung ihr oft, so oft als brennendes Geheimniß auf den Lippen geschwebt hatte. Und nun war es so gekommen!

Bis zum Abend hatten sich aber wirklich die aufgeregten Gemüther schon so weit beruhigt, daß Katharina mit mehr Satisfaction die Schüsseln vom Tische nahm. Rudolf besonders war heiter geworden, er hatte eine unangenehme Mittheilung hinter sich, und inwiefern hatte für ihn sich die Lage der Dinge geändert? Gar nicht.

Gestern noch hatte er nichts gewußt von diesem Reichthum, nun galt es nur, sich des Gedankens daran zu entschlagen, des goldenen Regens zu vergessen, der einen Augenblick lang ihm Sinne und Gedanken geblendet.

Nur eins war es, was er immer wieder und wieder beklagte, was ihn mit wahrem Verdruß erfüllte: daß er nichts von diesem Vermächtniß gewußt. Zugegeben, daß die Meinung der Erblasserin an sich eine vernünftige war, aber in Rudolf's Leben hatte sie auf die störendste Weise eingegriffen. Wie anders wäre seine Zukunft gewesen, wenn er damals, als er die Universität verließ, eine Ahnung davon gehabt hätte! Der Vater hätte sich damals leichter in einen Berufswechsel Rudolf's gefunden, ein Wechsel, für welchen jenem andere Gründe, weniger schmerzende, hätten plausibel gemacht werden können. Und selbst wenn Rudolf ihm den eigentlichen Grund nicht hätte vorenthalten können, diese Rücksicht war es ja nicht gewesen, die ihn bestimmte, das theologische Examen zu machen und von einem fernern Aufenthalt auf der Universität abzustehen, sondern einzig und allein die Rücksicht auf die Geldmittel seines Vaters, die er so beschränkt glaubte.

Wie thöricht hatte der ehrliche, zu ehrliche Mann gehandelt, daß er nicht wenigstens einen Theil der Zin-

sen dem Jahrgeld Rudolf's zulegte und ihm so den Glauben benahm, daß seine Aeltern sich einschränken müßten, um ihm das Nöthige zukommen zu lassen. War es im Sinne Ulrikens gewesen? Gewiß nicht. Sie hatte das Kind, das sie liebte wie ihr eigenes, sicher stellen wollen vor der Misère des Lebens; sie hatte Niemand, der ihrem Herzen näher stand, und so verfügte sie auf die angegebene Weise. Möglich, daß Rudolf damals noch Geschwister geboren wurden; für ihn war gesorgt. „Er soll studiren, er soll Prediger werden", hatte sein Vater in der ersten Vaterfreude, ja noch vor Rudolf's Geburt in der Hoffnung auf einen Sohn gesagt, und bei diesem Ausspruch war es geblieben, gerade so, wie wir es unzähligemal im Leben hören: Der soll Arzt, der soll Soldat werden und der soll mein Geschäft erben. Die Kinder hören es und wachsen damit auf und werden so nicht selten in eine Bahn gedrängt, mit der ihre natürliche Bestimmung wenig zu schaffen hat.

Tante Ulrike war ein frommes und sanftes Wesen gewesen, und wenngleich sie infolge ihres Unglücks zu religiöser Schwärmerei hinneigte, so hatte ihr doch die Absicht fern gelegen, Rudolf in Betreff der Erbschaft Bedingungen irgendwelcher Art zu machen. Aber es war geschehen, geschehen aus Unvorsichtigkeit, aus Mangel an Ueberlegung, nach dem Wortlaute. Die Vorstellung, daß

Rudolf Prediger werden würde, stand so fest bei ihr, daß sie den wichtigen Tag, an welchem sich das erfüllen würde, nicht besser verherrlichen zu können glaubte, als indem sie ihn damit zugleich in den Besitz des Kapitals setzte. Aber es lag nicht in ihrer Absicht, daß die Ueberraschung seine Gedanken von der hohen, geistlichen Feier ablenken solle, und so bestimmte sie, nach reiflicher Ueberlegung mit den Aeltern, daß er, wie geschehen, am vierundzwanzigsten Geburtstage davon in Kenntniß gesetzt werde, ein Zeitpunkt, bis zu welchem er muthmaßlich noch keine Pfarre besitze. Sollte ihn jedoch, der ja früher das verheißungsvollste aller Wunderkinder war, schon eher eine Wahl treffen, dann sollte ihm die testamentarische Verfügung nach dem Resultat der Wahl bekannt werden und er nach wie vor an dem Tage der Ordination in den Besitz treten.

So schien Alles gut berathen, gut überlegt, an Alles gedacht, und doch, wie kurzsichtig waren die guten Leute gewesen! Nicht eingefallen war es ihnen, daß Rudolf vielleicht nicht Prediger werden möchte. Waren die Sedlers doch Prediger gewesen, so weit der Stammbaum reichte. Und daß Rudolf nun gar aus Gründen, wie sie wirklich vorlagen, solches nicht möchte, das hätte ihnen gar nicht einfallen können, denn in Sodom und Gomorrha wuchs Rudolf ja nicht auf, und einen ver-

derbten Sohn konnte der Pfarrer von Erlendorf gar nicht haben.

So sollte also der letzte Wille Tante Ulrikens nicht in Erfüllung gehen, wie es manchmal mit dem letzten Willen Verstorbener zu gehen pflegt; denn obschon der Pfarrer sowohl wie seine Frau überzeugt waren, daß Ulrike selbst in diesem Falle eine Aenderung zu Gunsten Rudolf's gemacht haben würde, so war doch in ihren Augen nach dem Gesetz keine Deutung zuläßig.

Ein Anderes aber war es mit den Zinsen. Da dem Pastor das Recht zugestanden hatte, dieselben zur Erziehung seines Sohnes zu benutzen, so hatten die damals übergangenen Erben ohne Fehl kein Anrecht an diesen Theil des jetzigen Kapitals, ein Umstand, der selbst diesen in Geldsachen sehr unpraktischen Leuten nicht lange entgehen konnte.

Rudolf, der wirklich in seiner Seele den Vorwurf gegen den Pfarrer, ihm die reichlichen Mittel zu seiner Erziehung vorenthalten zu haben, nicht zum Schweigen bringen konnte, kam zuerst auf den Gedanken.

„Wofür hat mein Vater nun gespart?“ fragte er sich niedergeschlagen. Es war eine Frage, auf die er sich die Antwort nicht gab, aber als sie sich ihm zum zehnten, vielleicht zum zwanzigsten Mal aufdrängte, da kam ihm plötzlich die Antwort: „Für mich, für mich!“

und hastig theilte er seinen Aeltern mit, was ihm eben einfiel.

Das Gesicht des Pfarrers heiterte sich auf, trotzdem daß er, von seiner idealistischen Anschauung befangen, mit der für ihn schlimmern Täuschung zu kämpfen hatte, die Rudolf ihm bereitet. Vielleicht aber gestand er sich's auch nicht ein, welch einen Antheil der Verlust realer Güter, die er so lange als sein eigen betrachtet, an seinem Kummer hatte; gewiß ist, daß er desselben leichter Herr wurde, gerade von dem Augenblick an, wo er zu der Einsicht gelangte, daß Rudolf rechtlich und unbestritten immer noch der Besitzer eines für ihn bedeutenden Vermögens war, bedeutender als das ursprüngliche Vermächtniß.

„Aber was willst Du nun mit dem Gelde anfangen?" fragte die Pfarrerin, welche keine recht deutliche Vorstellung davon haben mochte, wie ein junger Mensch, der kein Haus, kein Weib und kein Amt hatte, sich mit dieser schwierigen Frage abfinden könne.

„Ach, Mutter!" rief Rudolf, „es ist für mich die Wünschelruthe zu Allem, was mich glücklich macht."

„Nun, und das wäre?" fragte der Vater.

„Willst Du Deine Hauslehrerstelle aufgeben?" fügte die Mutter hinzu.

„Vom Tannenhof wegbleiben?" entgegnete Rudolf.

„Ja, so — nein, nein, das kann ich doch nicht, ich habe mich bis zum Frühjahr verpflichtet."

„Aber Umstände ändern die Sache", meinte die Mutter.

„Freilich, freilich, aber zurück muß ich."

„Natürlich", stimmte der Pfarrer bei, „aber es könnte ein Uebereinkommen stattfinden."

„Nun, ich weiß selbst noch nicht. Ich war sehr gern auf dem Tannenhof."

„Aber was willst Du mit dem Gelde machen?" fragte abermals die Pfarrerin.

„Ich denke, es hat Zeit, mich darüber zu bestimmen. Auf alle Fälle will ich es nicht in einen Sack stecken und mit mir herumschleppen; mag es bleiben, wo es ist, bis ich mich entschieden habe. Aber die Zinsen sollen nicht mehr zum Kapital geschlagen werden; von Neujahr ab gedenke ich sie in Empfang zu nehmen."

Wider Rudolf's ursprünglichen Wunsch und Absicht dehnte sich seine Abwesenheit vom Tannenhof über vierzehn Tage aus, denn nachdem der erste Eindruck dessen, was man beiderseits erfahren, überwunden war, trat in erste Reihe die Nothwendigkeit einer geschäftlichen Regelung der Sache. Die Erbschaftsangelegenheit mußte dem Gericht übergeben werden, und der Pfarrer bestand darauf, daß Rudolf selbst die erforderlichen Schritte thue und vor allen Dingen die Correspondenz führe.

„Meine Verwaltung ist zu Ende“, sprach er; „Du bist mündig, und wer weiß, wozu es Dir in Deinem spätern Leben nützt, wenn Du Dir Kenntniß und Routine in solchen Dingen erwirbst; ich bedarf ihrer nicht mehr.“

Wer der muthmaßliche Erbe war, dem so unvermuthet ein Vermögen von zehntausend Thalern in den Schooß fiel, wußte Pastor Sedler nicht. Geschwister hatte Ulrike nicht gehabt; es war anzunehmen, daß deren Mutter inzwischen gestorben war, und so kam das Geld höchst wahrscheinlich an Seitenverwandte, von denen weder die gute Ulrike etwas gewußt hatte, noch jene von ihr.

Ende des ersten Bandes.
